

Schicksal?

Warum wir
studieren

S. 4-5

Zu autoritär

Vizekanzler Stephan
in der Kritik

S. 12

Taxi Dakar

Fahrt durch Séné-
gals Hauptstadt

S. 17

Elternhaus





- Neue Gastro-Philosophie
- Räumlichkeiten für Familien- und Geschäftsanlässe bis 200 Personen
- Grosser Saal mit Bühne
- Kegelbahn
- Mo bis So 8 Uhr bis 23.30 Uhr
- 365 Tage im Jahr geöffnet



Länggassstrasse 44 - 3012 Bern
 Tel: 031/301 30 82 - Fax: 031/302 45 73
 www.mappamondo.ch - email: info@mappamondo.ch

www.bugeno-unibe.ch



ein
 buch
 ist
 für
 mich
 eine
 art
 schaufel,
 mit
 der
 ich
 mich
 umgrabe.

Martin Walser

STUDENTISCHE **BUCH** GENOSSENSCHAFT BERN

BUCHHANDLUNG UNITOBLER 031 631 36 11
 BUCHHANDLUNG UNI-HAUPTGEBÄUDE 031 631 82 37
 BUCHHANDLUNG FÜR MEDIZIN 031 631 48 10

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Beratung / Coaching

Zur persönlichen Entwicklung, bei Schwierigkeiten und Krisen, bei Konflikten in persönlichen und beruflichen Beziehungen, bei Laufbahnfragen.

Speziell für Studierende:

- bei der Studiengestaltung, z.B. bei Fragen zur Studienplanung, zu Studienfachwechsel und Fächerkombination, zu Alternativen zum Studium, zur Koordination von Studium und Familie, Studium und Erwerbsarbeit
- im Zusammenhang mit Arbeits- und Lernstrategien und der Bewältigung von Prüfungen
- beim Berufseinstieg

Unsere Angebote sind unentgeltlich und vertraulich. Telefonische oder persönliche Anmeldungen nimmt das Sekretariat entgegen.

Information

Auf unserer Website www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch finden Sie u.a.:

- ein Linkportal mit über 400 kommentierten Websites im Hochschul- und Bildungsbereich
- den Studienführer der Universität Bern mit Beschreibungen aller Studiengänge

In unserer Bibliothek finden Sie u.a.:

- Materialien zur Laufbahnplanung, zu Berufseinstieg und Berufsfeldern, zu Aus- und Weiterbildungen, zu Alternativen zum Studium
- Literatur zur Planung und Strukturierung des Studiums, zu Lern- und Arbeitstechniken
- Fachliteratur zu psychologischen Themen wie persönliche Entwicklung, Beziehungsgestaltung, Angst, Depression, Sucht

Workshops

Wir leiten Workshops zu Themen wie: Lern- und Arbeitstechnik, Referatskompetenz, wissenschaftliches Schreiben, Prüfungssituation, Stressbewältigung, Persönliche Entwicklung und Sozialkompetenz.

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Erlachstrasse 17, 3012 Bern

Tel. 031 631 45 51, Fax 031 631 87 16

E-Mail: bstsecre@bst.bernerhochschulen.ch

Website: www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Montag bis Freitag 8.00 - 12.00 und 13.30 - 17.00 Uhr (Freitag bis 16.30 Uhr)

Die Bibliothek ist am Mittwoch Vormittag geschlossen.

Die Beratungsstelle ist auch während der Semesterferien geöffnet.



u^b
 UNIVERSITÄT
 BERN

International Student Exchange Program

Austausch mit

- 150 Universitäten in den USA und weltweit
- alle Fächer ausser Medizin und Veterinärmedizin

Bedingungen

- erstes Studienjahr abgeschlossen
- sehr gute Englischkenntnisse (TOEFL)

Finanzen

- US\$ 315 Einschreibgebühr
- Fr. 4'400.- pro Semester

Anmeldetermine

- 15. Januar für Herbstsemester
- 15. Mai für Frühjahrssemester

Informationen

Tel. 031 631 41 75, infodesk@int.unibe.ch
www.int.unibe.ch

Sprechstunden

Dienstag und Donnerstag, 10 – 13 Uhr oder nach Vereinbarung

Internationale
 Beziehungen
 Hochschulstrasse 4
 3012 Bern



EDITORIAL



Liebe Leserin, lieber Leser,

hat dein Vater studiert? Oder deine Mutter? Darauf zu wetten, wäre nicht allzu gewagt: Studieren ist kein Zufall. Und auch nicht einfach eine freie Entscheidung. Zum Beispiel studierst du vielleicht Recht, weil dein Vater Anwalt ist. Höre ich da Protest? Statistiken, die solche Zusammenhänge belegen, gibt es, und doch sagen sie über die Entscheidungen von Einzelnen eben beleidigend wenig aus. Womit der Protest berechtigt wäre.

Der Titel dieser **unikum**-Ausgabe: «Elternhaus». Das Wort steht für das, was wir im Leben nicht

selber entscheiden konnten. Selbst, wenn man erwachsen ist: Verlässt man das Elternhaus eigentlich je ganz? Vom Einrichtungstil über die Lieblingsspeise bis hin zur politischen Meinung trägt vieles den Stempel der Eltern, oder dann vielleicht gerade mit Absicht nicht. Interessen, Geschmack und Werte der Eltern – übernommen, davon abgekommen oder nach einer Phase der Distanzierung doch wieder versöhnlich aufgenommen – ganz entkommen tun wir dem allem jedenfalls nicht. Unser Schicksal besiegelt unsere Familie vielleicht nicht gerade, aber wohinein wir geboren werden, ist doch ein gewichtiger Zufall. Und der hat auch Auswirkungen auf das Studium.

Pegah Kassraian und Michael Siegenthaler gehen auf den **Seiten 4 und 5** der Frage nach, inwiefern die soziale Herkunft die Studienchancen bestimmt. Unsere neue Redaktorin Daniela Rölli (herzlich willkommen im Team!) hat Kinder von Dozentinnen und Dozenten der Uni Bern interviewt – wie es sich anfühlt, beim eigenen Vater in der Vorlesung zu sitzen, kannst du auf **Seite 7** nachlesen.

Sarah Nowotnys Reportage aus der Berner

Unikrippe ist eine Reise zurück in die Zeit, als Trams oder farbige Federn noch eine ungemeine Faszination ausüben konnten. Den Ausflug ins «Institut für Indianergeschichten» kannst du auf **Seite 9** mitmachen.

Kinder der etwas anderen Art sind anzutreffen an der dritten **unikum**-Releaseparty am 14. April im Kairo. Die Hexamester-Battle, der bereits traditionelle Textwettbewerb der Redaktorinnen und Redaktoren, erwartet dich dort. Die Wiener Band «Gasmac Gilmore» tritt auf und die Gruppe «Uni, due, tre» wirft mit Feuer um sich (mehr Infos zur Party auf der **Seite 16**). Eine Party ist eine gute Gelegenheit, gleichzeitig erwachsen und doch unglaublich kindisch zu sein – das gilt es auszunützen. Wag dich hinein.

Sabine Hohl

unikum-Koordinatorin

unibox

«Familienunternehmen Sängerin» – Die Unibox befragt die junge Ostschweizer Sängerin und Songschreiberin BBFrances zur finanziellen und moralischen Unterstützung ihrer Eltern bei ihren Karrierebemühungen. Anzuhören am Freitag, dem 20. April, um 17 Uhr auf Radio RaBe, 95,6 Megahertz. Nachzuhören auf www.rabe.ch unter «Webradio».

INHALT



akzent

Der lange Arm der sozialen Herkunft
Mein Netz ist auch meine Hängematte
Der Nachwuchs von Dozierenden – gedüngt fürs Leben?
Erasmus mit der ganzen Familie
Institut für Indianergeschichten

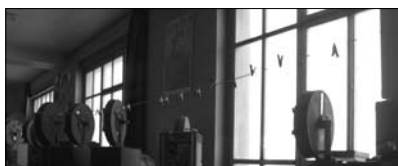
Seite 4-5
Seite 6
Seite 7
Seite 8
Seite 9



unisphäre

«Geschichte ist kein Luxusgut»
StudentInnenrat
«Ich finde Fraueneiskunslaufen attraktiver»
Mitbestimmung, Selbstbestimmung, gute Stimmung
ePUB – vier Buchstaben, die die Studis bewegen
Gleichstellung betrifft auch Männer
3. unikum-Release-Party

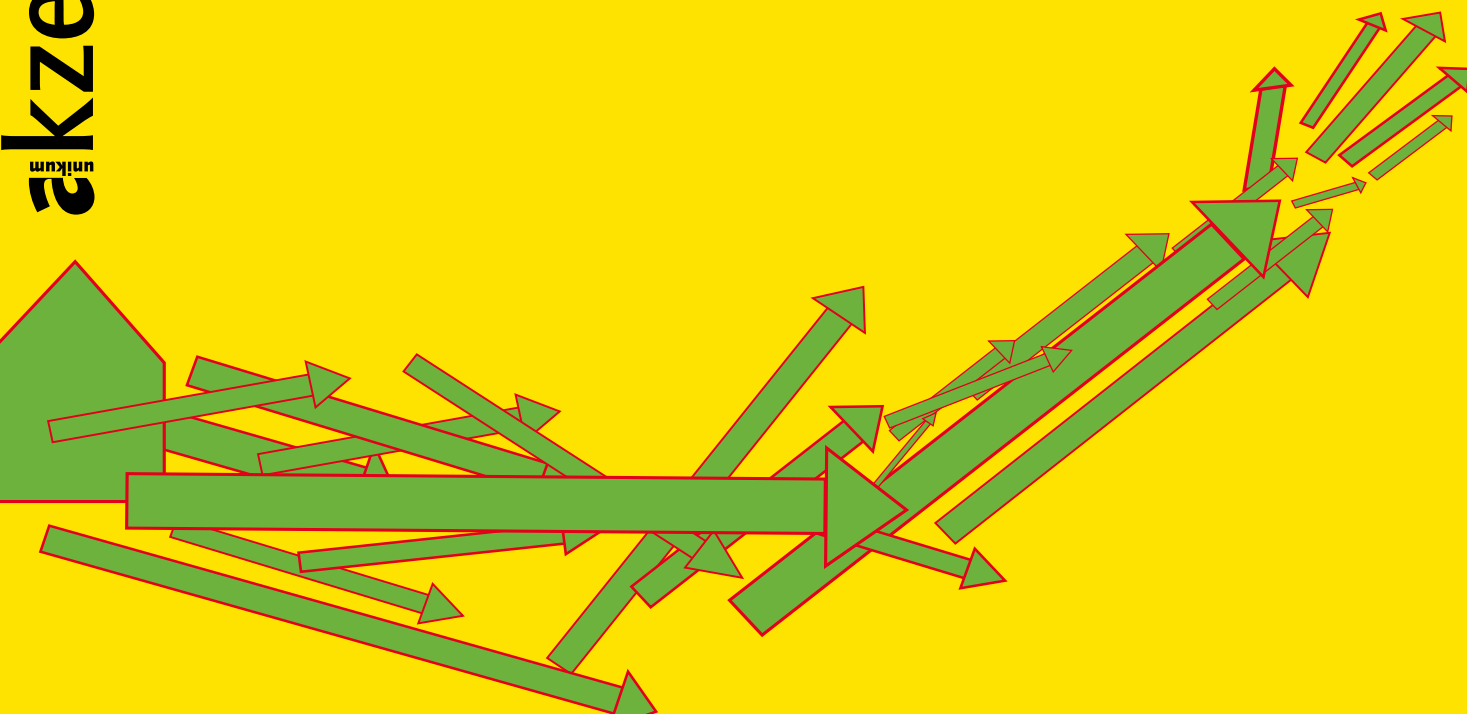
Seite 11
Seite 12
Seite 13
Seite 14
Seite 14
Seite 15
Seite 16



sein

Sein und SÉNÉGAL: Dakar im Rückspiegel
Sein und so
Sein und dort sein: Lichtspiel
Sein und ausgehen
Sein und reinziehen
Sein und service: Stellenausschreibungen
Sein und hirnen

Seite 17
Seite 18
Seite 19
Seite 20
Seite 21
Seite 22
Seite 23



Der lange Arm der sozialen Herkunft

«Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied»: Geht es um das Weiterkommen im sozialen Raum, könnte es kein Sprichwort geben, das der Realität weniger entspricht. Entscheidend ist weitgehend das Elternhaus. Leben wir immer noch in einer Klassengesellschaft?

PEGAH KASSRAIAN

Sind wir vor der Uni alle gleich? Auf den Arbeitsplätzen der Uni-Bibliotheken stehen fast so viele Notebooks, wie es Köpfe hat. Und mehr oder weniger gut gekleidet zu sein scheint eher mit der Studienfachwahl zusammenzuhängen als mit den Vermögensverhältnissen der Studierenden.

«Bildung für alle!» Diese Forderung scheint uns so selbstverständlich zu sein, dass wir nur noch mit den Achseln zucken können, wenn wir sie hören.

Es fällt aber auf: Überdurchschnittlich viele Mitstudierendestammen aus gesellschaftlich gehobeneren Schichten, die Mütter und Väter sind meist ebenfalls gebildet. «Das Gerede, dass die Klassen und Schichten sich aufgelöst hätten», so Prof. Becker von der Abteilung für Bildungssoziologie der Universität Bern, «sind leere Worthülsen, die nicht mit der Empirie vereinbar sind».

Die schweizerische Gesellschaft sei weiterhin eine geschichtete Gesellschaft, weil etwa Bildungs- und Lebenschancen sowie Lebensstile weiterhin von der jeweiligen Schicht-

zugehörigkeit abhängen, bestätigt Andreas Hadjar, Oberassistent an derselben Abteilung: «So sind etwa die Chancen, eine höhere allgemeinbildende Schule zu besuchen, weiterhin in der Arbeiterschicht viel geringer als in der Dienstleistungsbranche.»

Ende der 60er-Jahre hatte in den meisten westeuropäischen Ländern zwar die so genannte Bildungsexpansion eingesetzt: Bildung wurde zur Massenware, die Anzahl der mittleren und höheren Bildungsabschlüsse stieg rasant an.

Praktisch nichts änderte sich aber an der sozialen Herkunft der Studierenden.

Alles bleibt gleich

Auch in den letzten zehn Jahren hat sich diesbezüglich nichts geändert, wie ein Bericht des Bundesamtes für Statistik (BFS), welcher dieses Jahr veröffentlicht wurde, zeigt.

In der Erhebung, welche von dem Verband der Schweizerischen Studierendenenschaften (VSS) mitinitiiert wurde, wurde die soziale Schicht der Studierenden anhand des Bildungs-

abschlusses der Eltern und deren beruflicher Stellung bestimmt.

Es zeigt sich, was zu erwarten war und doch erschreckt: Die Anzahl der Eltern der Studierenden, welche selber ein Universitätsstudium abgeschlossen haben, ist um ein Vielfaches höher als in der durchschnittlichen schweizerischen Wohnbevölkerung. Und: Die Eltern der Studierenden gehören eindeutig den höheren beruflichen Schichten an als die vergleichbare Altersgruppe.

Die soziale Situierung der Eltern ist auch für die spürbar, welche es in die Hörsäle der Universitäten geschafft haben: Geht es um die Finanzierung, sind die Eltern die erste Anlaufstelle der Studierenden. Ohne diese Unterstützung ist für viele das Studieren nur unter grossen Einschränkungen möglich. Ein Viertel der Studierenden gibt beispielsweise an, dass es finanzielle Gründe sind, welche einen Auslandsaufenthalt nicht zulassen. Zahnarztbesuch, die Bücher, das GA – alles für viele nicht finanzierbar, würden Mami und Papi dem Spross nicht unter die Arme greifen.

Die nicht so feinen Unterschiede

Das schweizerische Bildungswesen ist hoch selektiv. Die Studie wiederholt, was andere Studien schon vielfach gezeigt haben. Laut der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) ist die Wahrscheinlichkeit für ein Kind

aus einem Nicht-Akademiker-Elternhaus, einen Abschluss an einer Hochschule zu erlangen, in der Schweiz so tief wie in praktisch keinem anderen der industrialisierten Länder.

Schon Kinder aus den ersten Schulklassen zeigen hinsichtlich der von der Schule geforderten Kompetenzen je nach sozialer Herkunft deutliche Unterschiede. Es macht eben einen Unterschied, ob ein Kind aus einem Elternhaus kommt, wo ihm Kindergeschichten vorgelesen werden, mit ihm gespielt wird, oder ob die erste Bezugsperson des Kindes beispielsweise Spongebob ist.

Allerdings entscheidet das Elternhaus nicht nur über Fähigkeiten, welche von Pisa-Studien und Ähnlichem erfassbar sind. Wer im Tibits und wer im Mäc zu Mittag isst – das sind die feinen Unterschiede. Geprägt werden wir in unseren Werthaltungen, Denkweisen, in unserem Geschmack.

Bildungsferne Eltern würden beispielsweise ihren Kindern von Anfang an weniger stark die Wichtigkeit von höherer Bildung vermitteln, so Martin Abraham, Direktor des Soziologischen Instituts der Universität Bern.

Aber auch unser Wissen darüber, zu welcher sozialen Gruppe wir gehören, wird weitgehend durch die soziale Schicht der Eltern entschieden.

Wir kennen alle die Unsicherheit, die einen befällt, wenn man sich in einem sozialen Raum bewegt, zu dem man

sich nicht zugehörig fühlt. Wer in einem Akademiker-Haus aufgewachsen ist, der und die fühlt sich eher sicher, wenn er oder sie sich in einer Umgebung wie der Universität bewegt.

Studieren aus Interesse?

Wie sehr wir von unserer sozialen Herkunft geprägt sind, zeigt sich auch bei der Studienwahl; «Ich studiere aus Interesse» – wie oft haben wir diesen Satz gehört. Irgendwie ist aber diese Aussage ziemlich unbefriedigend: Woher kommt denn dieses «Interesse»?

Ein Studienfach hat ein bestimmtes Sozialprestige, wir assoziieren mit einer bestimmten Studienrichtung dieses und jenes.

Auch zur Beziehung von Studienfachwahl und sozialer Schicht wurden in der BFS-Studie Zahlen erhoben, welche einen engen Zusammenhang verdeutlichen: Überdurchschnittlich häufig entscheiden sich Studierende aus hoher sozialer Schicht für die Fächer Medizin und Pharmazie, Wirtschaftswissenschaften für die Technischen Wissenschaften. Wessen Vater im Kader eines Unternehmens tätig ist, wird sich eher nicht dafür begeistern, interkulturelle Religionswissenschaften zu studieren.

Eher wird die Tochter des Juristen Jura studieren, der Sohn des Arztes Medizin.

Die Weichen werden früh gestellt

Auch wenn wir vom Elternhaus aus unterschiedlichen Kompetenzen gerüstet werden – damit wäre eigentlich noch längst nicht alles gesagt.

Die Schule könnte diese Unterschiede theoretisch auffangen, indem sie schwächeren Schülerinnen und Schülern die Möglichkeit bietet, das Fehlende nachzuholen, oder Raum lässt für die Entwicklung eigener Stärken.

Nur ist die straffe Gliederung der Schweizer Schule hier nicht besonders hilfreich. «Die Mehrgliedrigkeit des Systems, das heisst die Aufteilung auf verschiedene Schullaufbahnen, die relativ festgelegt sind und nicht einfach gewechselt werden können, führt zum Erhalt der bestehenden Unterschiede beziehungsweise Ungleichheiten zwischen den Herkunftsschichten», so Hadjar.

Eine Möglichkeit, die Chancengleichheit zu erhöhen, läge wohl darin, die frühe Weichensetzung aufzugeben. Eine Möglichkeit, gegen die sich die Schweiz vehement wehrt. «Im Sinne einer Gemeinschaftsschule sollten die Schülerinnen und Schüler unterschiedlicher Herkunftsschichten und entsprechend unterschiedlicher Voraussetzungen zusammen an einer Schule lernen», schlägt Hadjar vor, «zudem könnten speziell ausgebildete Lehrpersonen die Kinder mit schlechten Lernvoraussetzungen individuell fördern. Dies entspräche dem finnischen Modell, das ja nach den PISA-Ergebnissen sehr erfolgreich ist.»

ILLUSTRATION KATJA BÜCHLI

Links und Literaturhinweise

- Bildung als Privileg. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (hrsg. von Rolf Becker und Wolfgang Lauterbach).
- Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- «Soziale Herkunft schlägt Leistung», Spiegel vom 30.6.2004.
- Die Studie «Studien- und Lebensbedingungen an den Schweizer Hochschulen» kann unter www.bfs.admin.ch als pdf-Datei heruntergeladen werden.

kontext

Die Legi fällt nicht weit vom Stamm

sim. Eine vom Bundesamt für Statistik erhobene Studie zu den «Studien- und Lebensbedingungen an den Schweizer Hochschulen» liefert Einsichten, inwiefern die Beziehung zum Elternhaus die Studierenden und ihr Studium prägt. Hier die fünf wichtigsten Erkenntnisse:

1. Studierende sind überdurchschnittlich häufig Akademikerkinder.

Von den Schweizer Männern, die 45- bis 64-jährig sind, haben im Durchschnitt 14 Prozent einen Hochschulabschluss. Obwohl das alles potentielle Väter sind: Uni-Studierende haben zu 36 Prozent einen Vater mit einem Universitätsabschluss.

2. Studi-Eltern haben auffallend häufiger einen guten Job.

Von den potentiellen Müttern (45- bis 64-Jährige Frauen) haben in der Schweiz 65 Prozent eine Stelle als einfache Angestellte beziehungsweise als gewöhnliche Arbeiterin. Bei den Müttern von Studierenden sind es nur 49 Prozent – folglich haben diese überdurchschnittlich gute Jobs.

3. Uni-Studierende kommen oft aus gutem Hause – Studierende an Fachhochschulen tendenziell seltener.

Die Studie teilt die Bevölkerung in Schichten ein. Ein Schlüssel bewertet den besser ausgebildeten Elternteil nach beruflicher Position und Ausbildung. Ein Beispiel: Ein gewöhnlicher Arbeiter ohne Uniabschluss gehört zur niedrigsten Schicht. Resultat: 31 Prozent der Studierenden haben Eltern der höchsten, nur 16 Prozent solche der untersten Schicht. Bei FachhochschülerInnen sieht es ausgeglichener aus: Je 22 Prozent der Eltern gehören zur höchsten und zur niedrigsten Schicht.

4. Die soziale Schicht hat einen Einfluss auf die Studienwahl.

Studierende mit Eltern aus der höchsten Schicht studieren mit einer 35- bis 36-prozentigen Wahrscheinlichkeit Medizin, Pharmazie, Wirtschaft oder eine Technische Wissenschaft. Die Chance, dass sie Naturwissenschaften nehmen, ist zehn Prozent tiefer. Studierende aus der niedrigsten Schicht hingegen belegen überdurchschnittlich oft ein geistes- oder sozialwissenschaftliches Fach.

5. Mami und Papi zahlen: Die soziale Schicht der Eltern beeinflusst massgeblich, wo das Einkommen von Studierenden herkommt.

Gehören die Eltern der höchsten Schicht an, stellen sie im Schnitt 63 Prozent des Einkommens ihrer studierenden Tochter oder ihres studierenden Sohnes. Bei Studierenden aus der niedrigsten Schicht sind es nur 45 Prozent. Diese Unterschiede haben aber keinen erkennbaren Effekt auf die studentische Erwerbstätigkeit: Studierende aus allen Schichten gehen etwa in gleichem Umfang einem Nebenerwerb nach.

Von Kassierern und Bettlerinnen

Wer studiert, ist meist auf den Goodwill von edlen SpenderInnen angewiesen. Diese Abhängigkeit zu den Eltern ist vielgestaltig. Ein Versuch, dennoch drei Typen herauszubilden, in denen man sich wiederfindet.

MICHAEL FELLER

Freude oder Leid? Einerseits bietet einem das Elternhaus eine angenehme soziale Absicherung, ein Auffangnetz gegen die Verarmung, das manchmal auch Hängematte ist. Andererseits kann die Abhängigkeit vom Elternhaus auch ganz schön anstrengend sein. Denn auch wenn einen Mutter und Vater ohne grosses Aufheben durchs Leben füttern, hat man irgendwie doch das Gefühl, in ihrer Pflicht zu stehen.

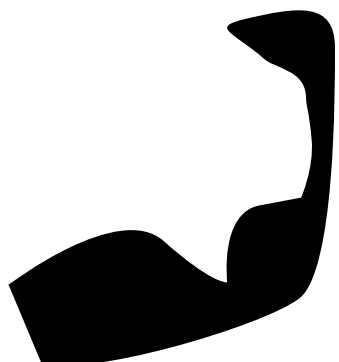
Die Abhängigkeit ist nur in Ausnahmefällen gar nicht vorhanden. Zumeist sind die Studierenden teilweise abhängig, denn die meisten von ihnen arbeiten neben der Uni. Und siehe da: Die Uni Bern ist Schweizer Meisterin. Rund 86 Prozent ihrer Studierenden arbeiten; der Anteil ist deutlich höher als im schweizerischen Durchschnitt (78 Prozent), sagt die Hochschulstudie des Bundesamts für Statistik.

Ergänzend zu den Resultaten der Hochschulstudie soll hier eine Typologie aufzeigen, welche Abhängigkeitsverhältnisse zu den Eltern bestehen. Nach eingehender Studie im Feld der inexakten Wissenschaften stossen wir auf drei Idealtypen.



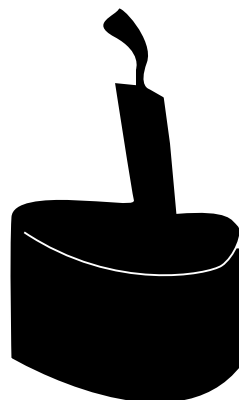
Die Selbstständige, die alles-unter-einen-Hut-Packerin

Die Selbstständige hasst nichts abgründiger, als jemandem etwas schuldig zu sein. Darum zahlt sie, vielleicht einmal abgesehen von der Krankenkasse, alles mit selbstverdientem Geld. Die Selbstständige ist zu bewundern, denn sie hat zwei bis drei Jobs und geht dennoch zügig durchs Studium. Allerdings tendiert sie zum Selbstversorgerfundamentalismus und erntet abends um zehn nach der Schicht im Café noch die Balkonkartoffeln und/oder geht in Imkervollmontur die Bienenwaben auf neue Honigvorkommen checken.



Der Bettler, der Mutti-ich-brauche-Geld-Flenner

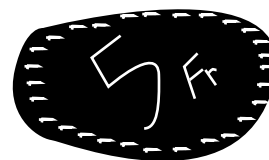
Der Bettler hat mit den Eltern nie reinen Tisch gemacht in Sachen Geld. Er ist in der Regel teilweise berufstätig, doch das reicht ihm nirgendwo hin und darum kreuzt er alle paar Monate bei Mutter und/oder Vater mit einem schönen selbstgebackenen Kuchen auf. Beim Kaffee beklagt er sich über das teure Leben und lässt sich danach von seinen Eltern mit ein paar Hundertern erfreuen. An dieses Ritual haben sich beide Parteien gewöhnt. Für den Bettler ist es eher unangenehm, ganz im Gegensatz zu den Eltern, denn die freuen sich, ihr Kind auf Grund dieser Umstände hin und wieder zu Gesicht zu bekommen. Zudem kommt auch mal wieder ein guter Kuchen ins Haus, der Sohn steigert seine Bäcker-Skills von Mal zu Mal.



Der routinierte Kassierer, die Dauerbeauftragte

Die Dauerbeauftragte hat keine Kartoffeln auf dem Balkon, aber ist sonst eine gute Balkontechnikerin. Denn das Studentinnenleben ist geregelt. Sie ist Teil eines Massenphänomens. Von den Eltern gibt es jeden Monat per Dauerauftrag einen Fixbetrag zwischen 800 und 1200 Franken, dazu zahlen sie GA, Krankenkasse, Versicherung und Studiengebühren. Den Rest verdient sie selbst dazu und regelt damit ihren Lebens-Standard in Eigenregie. Bei der Dauerbeauftragten läuft's so reibungslos, dass sie dazu tendiert, etwas länger zu studieren. Nämlich so lange, bis die elterlichen Spenderhosen eingehen. Wenns so weit ist, wird das Studium entweder zügig abgeschlossen oder abgebrochen.

ILLUSTRATION: KATJA BÜCHLI UND NELLY JAGGI



Der Nachwuchs von Dozierenden – gedüngt fürs Leben?

Sie sind zwischen 20 und 31 Jahre alt, Studentin, Praxisassistentin oder im Marketing tätig und haben eines gemeinsam: Ihre Mutter oder ihr Vater dozieren an der Universität Bern. Das **unikum** hat Nicole, Chiara, Clelia und Andrea zu ihrem Elternhaus befragt.

DANIELA RÖLLI

Der Vater ist Professor am Historischen Institut der Uni Bern und die Mutter arbeitet als Religionspädagogin: Der elterliche Think Tank von Andrea (31) ist reich befrachtet. Diesen zapft sie denn auch gerne an, sei es gerade für ihre Weiterbildung zur Erwachsenenbildnerin oder früher bei den von ihr, «zum Leidwesen des Vaters», eher verpönten Geschichtsaufgaben. Andrea wohnt in der Nähe ihrer Eltern und geniesst den engen Kontakt zu ihnen. Früher, als die Familie noch in Deutschland weilte und der Vater öfters in anderen Städten oder Ländern unterwegs war, sah sie ihn seltener. Um die junge Familie zu unterstützen, war es klar, dass er weiter als Dozent arbeiten würde. Die Frage nach Vereinbarkeit von Beruf und Familie stellte sich auch für die Eltern der anderen Befragten, wie die folgenden Beispiele zeigen.

Vereinbarkeit von Beruf und Familie

Das ebenfalls schwer beschäftigte Elternhaus der Psychologiestudentin Chiara (20) und der im Marketing tätigen Clelia (28) fand für die Betreuung ihrer Töchter ein ideales Modell. Zuerst besuchten die beiden Schwestern die Kinderkrippe. Später schauten dann entweder englische oder irische Kindermädchen zum Nachwuchs oder die Mädchen wurden von den Grosseltern beaufsichtigt. So konnte die Mutter weiterhin als Professorin für Onkologie und der Vater als Anästhesist arbeiten, und ihre Töchter lernten neben den Muttersprachen Deutsch und Italienisch der Eltern zusätzlich Englisch. «Wir haben unsere Eltern natürlich schon nicht so oft gesehen, aber das war nicht unbedingt ein Nachteil. Wir hatten die Abwechslung durch die verschiedenen Bezugspersonen und das war auch spannend», erzählt Clelia bestimmt. Chiara fährt weiter: «Wir waren ja nie allein und wenn ich zum Beispiel krank vom Kindergarten zurückkehrte, kam sofort jemand von den Eltern nach Hause.»

Die Mutter von Nicole, einer weiteren Gesprächspartnerin, unterbrach ihre Tätigkeit als Lehrerin während die Tochter kleiner war. Nicoles Vater, der am Institut für Sportwissenschaften der Universität Bern unterrichtet, nahm sie zur Betreuung auch öfters an die Uni mit, wo die heute 22-Jährige mit ihren Schwestern in den Turnhallen des Sportinstituts herum-

tollen konnte. So wurde die Uni zu ihrem zweiten Zuhause, lange bevor sie dorthin als Studentin kam.

Im Unterricht beim Vater

Vor drei Jahren hat Nicole ihr Studium der Psychologie und Sportwissenschaften an der Universität Bern begonnen und fand sich in der ungewohnten Situation wieder, Vorlesungen bei ihrem Vater besuchen zu müssen. Natürlich gebe es dann jeweils auch mehr oder weniger ernst gemeinte Kommentare von den Mitstudierenden, wie «Ja, die Nicole, schafft sie es vielleicht nur wegen dem Vater oder bringt sie wirklich von sich aus die Leistung?». Das treffe sie manchmal, denn im Gegenzug seien die Erwartungen ihr gegenüber sehr hoch. So zieht sie es vor, dass möglichst wenige KommilitonInnen davon wissen, «dann nimmt man mich nämlich so, wie ich bin». Im Gegenzug profitiert Nicole, die später wie der Vater auch in der Forschung arbeiten möchte, aber davon, dass sie durch ihr Elternhaus eine gute Vorstellung von der Arbeit an einer Uni hat.

«Sie sind für mich ein Vorbild»

«Es ist ja schon erwiesen, dass, wenn beide Eltern an der Uni waren, auch die Kinder einmal an die Uni gehen.» Die Aussage von Chiara entspricht den Ergebnissen der 2005 erstellten Hochschulstudie des Bundesamtes für Statistik (siehe Artikel Seiten 4 bis 5). Sie zeigt, dass 42 Prozent aller Studierenden der Schweizer Universitäten aus Familien stammen, in denen mindestens ein Elternteil über einen Hochschul-

abschluss verfügt. Dieser Zusammenhang trifft auch für die vier befragten Frauen zu, die aber alle beteuern, bezüglich der Wahl ihrer Ausbildung freie Hand gehabt zu haben. «Die Eltern fanden es sicher gut, dass wir an die Uni gingen», erzählt Clelia, «es war aber nie ein Zwang.» Auch Nicole wurde nicht gedrängt. Da sie aber durch die Eltern und Lehrer in der Verwandtschaft permanent das Bild des idealen schulischen Werdegangs (Gymnasium, Matura und Studium) vermittelt erhalten habe, sei diese Entscheidung für sie nahe liegend gewesen.

Apfel Andrea fiel dagegen vorerst eher weit vom Stamm. Sie wollte, auch aus einer gewissen pubertären Trotzreaktion heraus, eben gerade nicht das machen, was die Eltern gelernt hatten und entschied sich für eine Ausbildung zur medizinischen Praxisassistentin: «Ich wollte eine Lehre machen und arbeiten.» Sie merke nun aber, dass die Arbeit ihrer Eltern sie wohl doch mehr geprägt habe und ist derzeit daran, mit der Weiterbildung zur Erwachsenenbildnerin den Weg ihrer Eltern einzuschlagen. «Sie sind für mich ein Vorbild, vor allem wegen ihrer Begeisterungsfähigkeit und wegen ihrer Hilfsbereitschaft», erklärt Andrea.

Der elterliche Dünger hat die vier Frauen beim Aufwachsen wesentlich geprägt. Die Sprösslinge wurden sorgfältig gehegt und gepflegt und erhielten genug Platz zur freien Entfaltung. Während Nicole und Andrea mit der Richtung ihres Studiums oder Weiterbildung tatsächlich in die Fussstapfen ihrer Eltern traten, schwenkten Chiara und Clelia aber nicht auf die medizinische Schiene. Als die beiden Schwestern dies erläutern, ertönt aus der Küche, wo die Eltern mit Geschirr hantieren, das laute Klirren einer auf dem Boden zerschellenden Tasse. Clelia relativiert lachend: «Aber der Haushalt gehört in der ganzen Familie definitiv nicht zu den Vorlieben!»



Sieht ihre Eltern als Vorbild: Andrea.

FOTOS: MICHAEL FELLER



«Es war nie ein Zwang, an die Uni zu gehen»: Chiara und Clelia.

Erasmus mit der ganzen Familie

Ein einjähriger Erasmus-Aufenthalt in Wien, doch nicht allein, sondern mit Tochter und Freund: Die Volkswirtschaftsstudentin Annelise Wiederkehr hat aus Erasmus ein Familienprojekt gemacht.

SABINE HOHL

Für die Volkswirtschaftsstudentin Annelise Wiederkehr, ihren Freund Raphael Rieder und ihre gemeinsame vierjährige Tochter Raissa ist Erasmus Familiensache. Als sie im August 2006 ihre Koffer packten, um für ein Jahr nach Wien zu ziehen, lag eine lange Planungsphase hinter ihnen: «Hätte ein einziger Faktor nicht gestimmt, es hätte nicht geklappt», sagt Annelise. Erst brauchte Annelise ihren Studienplatz in Wien, dann mussten ein Kindergartenplatz für Raissa und eine Wohnung gefunden werden. Und schliesslich ein Job für Raphael. Grundvoraussetzung für das Projekt: eisernes Sparen und viel Selbstdisziplin. Der wichtigste Faktor war wohl der Wille, es zu schaffen: Raphael und Annelise wollten beide unbedingt für eine Weile ins Ausland.

Mit Kind? Vergiss es.

Die Vorgeschichte: Als Annelise schwanger wurde, war sie 22 und im ersten Semester ihres Studiums in St. Gallen. Raphael und sie waren seit drei Jahren zusammen. «Die Schwangerschaft war nicht geplant, aber wir waren von Anfang an ein Team und haben unser Familienleben gemeinsam angepackt», erzählt Annelise. An der Uni St. Gallen gab man ihr zu verstehen: «Mit Kind kannst du es vergessen.» Also beschloss sie, ihr Studium stattdessen an der Uni Bern fortzusetzen. Raphael und Annelise zogen zusammen in ihre Heimatstadt Biel, wo auch ihre Eltern wohnen, was einen Vorteil für die Betreuung von Raissa darstellte. Denn obwohl Annelise schon während ihrer Schwangerschaft einen Platz an der Berner Unikrippe beantragt hatte, sollte es eineinhalb Jahre dauern, bis sie einen erhielt. Und die Reaktionen auf ihre Schwangerschaft? «Es war, als wäre ich in der gesellschaftlichen Hierarchie ein paar Stufen nach unten gerückt. Teilweise habe ich Schadenfreude gespürt.» Ganz anders dann die Reaktionen, als Annelise wieder zu studieren begann. Plötzlich kam von allen Seiten Anerkennung.

Das Töchterchen wienert

Der Alltag der Familie in Wien: Um 7 Uhr kriecht Raissa ins Bett der Eltern. Anschliessend nehmen sie sich Zeit für ein

gemütliches Frühstück – bei zu viel zeitlichem Stress würde Raissa rebellieren. Dann wird das Kindergartensäckli gepackt. Den 20-minütigen Weg zum Kindergarten legen sie per Velo zurück, anschliessend fährt Annelise an die Uni. Raphael arbeitet währenddessen. Um 17 Uhr muss Raissa vom Kindergarten abgeholt werden. «Bis sie um 20 Uhr ins Bett geht, unternehmen wir dann etwas mit ihr», erzählt Annelise. Abends lernt Annelise für die Uni. Später liest sie noch Zeitungen oder hört Radio. Bleibt da noch Zeit, um auch mal auszugehen? Ja! Will Annelise nach der Uni noch ein Bier trinken gehen, ruft sie Raphael an. Er beginnt dann schon damit, für Raissa zu kochen. Raphael und Annelise stellen sich flexibel aufeinander ein – nur so funktioniert ihr Projekt.

Und Raissa? Die Vierjährige ist ein selbstsicheres Kind, sie hat sich schnell an die neue Umgebung gewöhnt. Zu Beginn konnte sie im Kindergarten die anderen Kinder nicht verstehen – und letztere ihr Schweizerdeutsch nicht. Mittlerweile spricht sie Wiener Dialekt.

Sechs Monate, fünf Jobs

Das Hauptproblem der Familie: Das Geld ist knapp. Der gelernte Kindergärtner Raphael arbeitete in Wien als Bestandszähler in einem Kühllager und an einer Seniorenmesse, er schenkte Punsch am Christkindlmarkt aus, er war Call Agent und Zeitungsverträger – und dies teilweise gleichzeitig. Reichten Raphaels Kindergärtnerlohn und die finanzielle Unterstützung durch Annelises Eltern in der Schweiz auch mal für einen Einkauf im Bioladen, müssen sie in Wien sparen. «Wir würden gern öfter zusammen ausgehen, können uns aber einen Babysitter und die Eintrittspreise für kulturelle Veranstaltungen nur selten leisten», sagt Annelise. Um ein finanzielles Polster für die restlichen Monate in Wien zu schaffen, arbeitete sie vor kurzem am Genfer Autosalon – den Weg in die Schweiz legte sie mit einem Click&Rail-Ticket für 45 Franken zurück.

Was hat Annelise aufgeben müssen durch das Muttersein? Das Ausschlafen beispielsweise. Oder die Freiheit, das Wäsche-waschen beliebig hinauszögern zu kön-



Raissa, Raphael und Annelise – eine Familie macht Erasmus. FOTO: ZVG

nen: «Im Haushalt müssen wir alles höflich genau organisieren.» Klar ist: Annelise ist sehr glücklich damit, ein Kind zu haben. Sie sagt sogar: «Einer Frau, deren Partner ihr bei der Kinderbetreuung helfen will, würde ich empfehlen, während des Studiums ein Kind zu bekommen» – denn nie mehr habe man so viel Zeit für ein Kind. Stressig wird es allerdings vor den Prüfungen, Nachtschichten, um den Stoff zu schaffen, liegen nicht drin. «Ohne Kind hätte ich bessere Noten», sagt Annelise – ihr Studium schafft sie dennoch ohne grössere Schwierigkeiten. Nächstes Jahr eine Praktikumsstelle zu finden, das ist eines ihrer nächsten Projekte – neben dem Finden einer Wohnung und eines Kindergartenplatzes in der Schweiz, denn auch die Erasmus-Rückkehr muss genau geplant werden.

SARAH NOWOTNY

In der Casa Tuttifrutti hätte sich auch Pippi Langstrumpf wohl gefühlt: Die Villa ist gross und verwinkelt, mit Fachwerk und einem ausladenden Dach bestückt. Und im Garten kann man sich hinter grossen Bäumen verstecken. Die Tür allerdings ist selbst für Erwachsene schwer zu öffnen und im Treppenhaus weht einem leichter Windelgeruch entgegen. Die kleinen Früchtchen, die in dem mit bürgerlichem Namen Kindertagesstätte (Kita) der Universität Bern genannten Haus tageweise wohnen, sind an diesem Freitagnachmittag ganz brav. Im Parterre, wo die Gruppe Ananas zu Hause ist, schläft ein neun Monate altes Baby auf einem Samtkissen.

Und im ersten Stock trifft man auf die Gruppe Himbeere: Rund sechs Kinder sitzen im Kreis und hören gespannt Fabia Bianchi zu, die die Geschichte vom Indianerjungen «Kleiner Adler» erzählt, der als Mutprobe eine Feder finden muss. «Und jetzt dürft ihr versuchen, die Federn zu finden, die ich überall im Zimmer versteckt habe», sagt Fabia. Der vierjährige Janis ist besonders eifrig bei der Sache (ein zukünftiger Ornithologe?), während die noch jüngere Constance das Ganze etwas spielerischer angeht und die bunten Federn, die sie findet, anschliessend verschenkt.

Gumpizimmer oder Himmelbett?

Auf Fabias Geheiss versammeln sich die Kinder wieder im Kreis und basteln nun auf schwarzem Karton ein Bild aus den gefundenen Federn. Schliesslich dürfen sie auswählen, wo sie gerne spielen würden. Die Wahl fällt schwer, denn sowohl das «Gumpizimmer» mit den Matratzen und Schaumstoffblöcken als auch das freundliche Zimmer mit dem Himmelbett und der kleinen Holzisenbahn sind verlockend. «Rituale wie die Versammlung im Kreis, bevor alle Kinder abgeholt werden,

sind wichtig, denn sie geben dem Tag eine Struktur», sagt Fabia, nachdem alle Kinder ans spielerische Werk gegangen sind. Dem Nachwuchs der AkademikerInnen wird auch sonst einiges an Struktur geboten: Jede Woche gibt es ein Oberthema mit Aktivitäten, die allen Kindern im Alter von drei Monaten bis höchstens sechs Jahren etwas bieten. «Diese Woche waren Indianer unser Thema und wir haben beispielsweise Zelte im Wald gebaut», sagt Fabia. Für Constance ist das Spielen zu Ende, als ihr Vater sie schliesslich abholt.

Das kleine Mädchen scheint aber nicht traurig zu sein, sondern schmiegt sich zufrieden an ihn. Patrick Labarthe ist Professor für französische Literatur an der Universität Zürich, seine Frau Michèle Crogiez-Labarthe hat einen Lehrstuhl für dasselbe Fach in Bern inne. «Wir sind sehr froh, dass wir unsere Tochter in die Kita der Universität bringen können; hier ist alles gut organisiert», sagt er, um jedoch anzufügen: «Verglichen mit den Möglichkeiten in Frankreich ist die familienexterne Kinderbetreuung in der Schweiz rückständig; wir hatten grosses Glück, den Platz hier zu bekommen.» Seine Frau habe sich wegen des mickrigen Angebots sogar an den Rektor gewandt; auch sie sei der Mei-

nung, dass es berufstätige Frauen mit Kindern in der Schweiz schwerer hätten als in Frankreich.

Lieber Tram als Interviews

Miro quietscht vor Freude; seine Mutter Sonja Pihan kommt ihn und seinen Bruder Janis abholen. Sie studiert in Bern Sozialanthropologie und ist ebenfalls sehr zufrieden mit der Kindertagesstätte. «Glücklicherweise bekamen meine Söhne gleich einen Platz; für jüngere Geschwister ist es leicht, nachzurutschen.» Zwei Tage pro Woche verbringen die beiden Jungs nun hier. «Das einzige Problem ist, dass ich meinen Studienplan auf die Krippe abstimmen muss, da ich meinen Stundenplan immer erst nach der Festlegung der Krippentage bekomme», sagt sie. Jetzt sind nur noch Nicolas und Praktikantin Nadja Pfister als seine Betreuerin übrig, es ist kurz vor 18 Uhr, bis viertel nach sechs müssen alle Kinder abgeholt sein. Das Praktikum gefalle ihr, sie sei schon jetzt traurig im Hinblick auf den Abschied von den Kindern im Sommer, sagt Nadja. Der dreijährige Nicolas hingegen hat keine Zeit für ein Interview. «Ich will jetzt Tram spielen», sagt er und lässt den kleinen Holzzug auf Schienen im Kreis fahren.



Während die Eltern studieren, sind die Kleinen am Posieren.

FOTO: NELLY JAGGI

kontext

Kinder an der Uni

sn. Die Kindertagesstätte der Universität Bern gibt es seit 1969. Sie wurde auf Initiative des Vereins Bernischer Akademikerinnen und der SUB hin gegründet. Finanziert wird sie zu 55 Prozent durch Betreuungsbeiträge. Hinzu kommen Gelder von Kanton und Universität. Das Betreuungsgeld wird nach dem monatlichen Bruttoeinkommen berechnet; beträgt dieses weniger als 2 000 Franken, bezahlen die Eltern 17 Franken pro Tag. Ab 16 001 Franken pro Monat kostet die Betreuung 108 Franken. «Erst die Betreuungsbeiträge der höchsten Einkommensstufe sind kostendeckend», sagt Margrit Holenweg, Leiterin der Kita. Die Eltern von rund 44 Prozent der betreuten Kinder

sind Studierende, diejenigen von 38 Prozent sind Verwaltungsangestellte; Mutter und Vater von 18 Prozent gehören zum Mittelbau. Auch einige Kinder von ProfessorInnen werden betreut. Und sind akademische Eltern besonders anspruchsvoll? «Sagen wir, sie sind sehr interessiert, vielleicht mehr als anderswo», sagt Holenweg. «Aber sie mischen sich nicht unnötig in unsere Arbeit ein.» Seit kurzem gibt es auf Wunsch der Universitätsleitung zwei Notfallplätze ausschliesslich für ausländische ProfessorInnen, die kurzfristig nach Bern berufen werden. «Einer dieser Plätze ist im Moment besetzt, der andere frei», sagt Holenweg. Abgesehen von dieser Ausnahme werden alle InteressentInnen gleich

behandelt, seien es Studenten oder Professorinnen. Das Personal der Kita besteht ausschliesslich aus Frauen, es werden auch Lehrlinge ausgebildet. Im Moment profitieren rund 95 Kinder vom Angebot, 71 stehen auf der Warteliste. Die Plätze für Babys sind ausgebucht. Härtefälle verweise sie an die städtischen Kitas, aber oft sei es schwierig etwas zu finden, so Holenweg. «Im Moment ist keine Erweiterung des universitären Angebots für Kinderbetreuung geplant», sagt Claude Schwab vom Zentrum Lehre.

Weitere Infos zur Kita unter www.kita.unibe.ch

Diese Unternehmen laden Sie ein:

accenture
High performance. Delivered.

BAIN & COMPANY

Booz | Allen | Hamilton

THE BOSTON CONSULTING GROUP

Capgemini
CONSULTING TECHNOLOGY OUTSOURCING

CREDIT SUISSE

Deloitte.

ERNST & YOUNG

IBM

McKinsey&Company

MERCER OLIVER WYMAN

hobsons

CAREER SUMMIT

2007

Roland Berger
Strategy Consultants

- › Das exklusive Recruiting-Event für angehende Berater
- › 31. Mai 2007, Pfäffikon SZ am Zürichsee
- › Jetzt bewerben unter www.career-summit.ch

hobsons 
Die Karriere-Spezialisten

Pädagogisches Ausbildungszentrum NMS
Institut Vorschulstufe und Primarstufe
Waisenhausplatz 29 | CH-3011 Bern
T 031 310 85 10 | F 031 310 85 20
E info@nms.phbern.ch | www.ivp-nms.ch

IVP NMS

Angegliedert an der PHBern

**Studium für Lehrpersonen der
Vorschulstufe und der Primarstufe**

Lehrerin/Lehrer für die Vorschul- und Primarstufe werden?

Infoabend am IVP NMS

Dienstag, 24. April 07, 17.30 Uhr
Aula, Waisenhausplatz 29, 3011 Bern

Weitere Informationen unter
www.ivp-nms.ch



Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Sommer
2007

Workshops

Wege zu sich und zu Andern – persönliches Wachstum in der Gruppe

In einem Klima der gegenseitigen Wertschätzung, Achtung und Echtheit können wir es wagen, Teile unseres Selbst, die oftmals versteckt und verleugnet werden müssen, zu leben.

In dieser begegnungs-orientierten Gruppe, die sich an den Leitlinien der personzentrierten Haltung (Carl Rogers) orientiert, soll es möglich werden, mit andern Studentinnen und Studenten persönliches Wachstum zu erfahren.

Leitung: Bernhard Rubin und Christoph Ingold, Fachpsychologen für Psychotherapie FSP
Termin: Montag, 2./16./30. April, 14. Mai und 4./18. Juni 2007, 17 - 19 Uhr (6-teilig)

Stress bewältigen

Reflexion des eigenen Erlebens und Verhaltens in Stresssituationen, Informationen über Zusammenhänge zwischen Stressfaktoren und individuellen Reaktionen, Kennen lernen von Bewältigungsmöglichkeiten und Entspannungsverfahren.

Leitung: Bernhard Rubin, Psychologe FSP
Termin: Dienstag, 17. April 2007, 10.00 - 17.00 Uhr
(evtl. Wiederholung am Dienstag, 1. Mai 2007)

Kompetent referieren

Informationen zur Vorbereitung und Präsentation von Referaten, Anregungen und Übungen zur Entwicklung des persönlichen Vortragsstils.

Leitung: Rahel Bader, cand. phil., Beratungspraktikantin
(Pia Thomann, lic. phil., Psychologin FSP)

Termin: Workshop 1 (halbtags): Freitag, 20. + 27. April 2007, 13.00 - 17.00 Uhr (2-teilig)
Workshop 2 (ganztags): Dienstag, 15. Mai 2007, 09.00 - 17.00 Uhr

Diplomarbeit

Reflektieren des Schreibprozesses: Grundlegendes, Zielsetzung, verschiedene Phasen, Zeitplanung, Nutzen der Ressourcen anderer KursteilnehmerInnen. Diskussion offener Fragen.

Leitung: Martin Graf, lic. phil., Studien- und Berufsberater AGAB/BBT
Termin: Mittwoch, 25. April 2007, 13.30 - 17.30 Uhr
(evtl. Wiederholung am Mittwoch, 2. Mai 2007)

Erfolgreich lernen

Erfahrungsaustausch, Informationen und Übungen zu unterschiedlichen Lernmethoden und zur Planung des Lernprozesses.

Leitung: Christian Baour, Erwachsenenbildner, Ing. FH
Termin: Donnerstag 26. April 2007, 09.00 - 16.30 Uhr
(evtl. Wiederholung am Donnerstag, 10. Mai 2007)

Berufseinstieg

Berufliche Ziele konkretisieren, Bewerbungsstrategien entwickeln, das eigene Kompetenzprofil erarbeiten und ein Bewerbungsdossier erstellen.

Leitung: Christian Baour, Erwachsenenbildner, Ing. FH
Termin: Donnerstag, 3. Mai, Mittwoch, 16. + 30. Mai und 13. Juni 2007, 13.30 - 17.00 Uhr
(4-teilig, nur für Studierende der Uni Bern)

Prüfungssituation

Analyse der mündlichen Prüfung als Kommunikationssituation, Anregungen und Übungen zur Bewältigung schwieriger Gesprächssituationen.

Leitung: Christian Baour, Erwachsenenbildner, Ing. FH
Termin: Donnerstag, 24. Mai 2007, 09.30 - 16.30 Uhr
(evtl. Wiederholung am Dienstag, 5. Juni 2007)

Kosten: Pro Workshop wird ein Unkostenbeitrag von Fr. 10.-- pro Person erhoben. Die TeilnehmerInnenzahl ist beschränkt.

Information/Anmeldung: Beratungsstelle der Berner Hochschulen, Erlachstr. 17, 3012 Bern, Tel. 031 631 45 51, Fax 031 631 87 16,

oder über das Internet: www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch
Anmeldung bis spätestens 2 Wochen vor dem jeweiligen Kurs (Wege zu sich bis 26. März).
Ort: Beratungsstelle der Berner Hochschulen, Erlachstrasse 17, 3012 Bern

«Geschichte ist kein Luxusgut»

Im März fanden in Bern die ersten Schweizerischen Geschichtstage statt. Zeit für ein paar kritische Fragen zum aktuellen Stand der Geschichtswissenschaften an Brigitte Studer, Professorin für Schweizer und Neueste Allgemeine Geschichte an der Universität Bern und Mitorganisatorin des Grossanlasses.

CHRISTIAN WIPF

Wenn ich von meinem Studienfach erzähle, habe ich oft den Eindruck, viele sehen den Sinn und Zweck eines Geschichtsstudiums nicht ein. War das in Ihrer Studienzeit auch schon so?

Brigitte Studer: Nein. Zu meiner Zeit war der gesellschaftliche Druck, etwas Nützliches zu lernen, viel weniger stark als heute. Es gab damals die Vorstellung, dass man das Recht hat, etwas zu machen, weil es einen interessiert und nicht, weil es gesellschaftlich nützlich sein soll. Das hat mit der Nach-68er-Bewegung zu tun.

Wieso sind Nützlichkeitsüberlegungen heute wichtiger?

Das hat sicher mit der schlechteren wirtschaftlichen Lage zu tun und, um es hier einmal deutlich zu sagen, mit dem Neoliberalismus. Das ist eine Ideologie, die genaue Effizienz- und Produktivitätsforderungen an die Menschen stellt. Und wir haben diese Erwartungen heute weitgehend verinnerlicht. So meint der Bauer im ländlichen Kanada, dass er nicht gut genug gewesen sei, die richtige Nische zu finden, wenn er keinen Erfolg auf dem Weltmarkt hat. Und der Arbeitslose versucht sich weiterzubilden, um wieder tragfähig zu sein für den Arbeitsmarkt. Früher hätte man die Frage ganz anders gestellt und gefragt: «Was ist los mit dem Arbeitsmarkt, dass er nicht fähig ist, den Arbeitslosen aufzunehmen?» Damals lag das Problem vermeintlich beim Arbeitsmarkt, heute liegt es bei den Arbeitslosen.

Auch die Geschichtswissenschaft gerät zunehmend unter Nützlichkeitsdruck. Doris Leuthard sagte 2006 in einem Interview, sie habe nichts gegen Geschichte oder Archäologie, aber man solle die beschränkten Mittel strategisch geschickt einsetzen – für Bereiche wie die Nanotechnologie – von denen die Schweiz später in Form von neuer Arbeitsplätze und vermehrter Wertschöpfung profitiere.

Es scheint mir eine stark verkürzte, ja falsche Sicht der Dinge, die Geisteswissenschaften zu den gesellschaftlichen Luxusgütern zu zählen. Abgesehen davon, dass es sich dabei um eine seltsam materialistische Sichtweise handelt, verkennt sie auch die Vermittlungsfunktion der geisteswissenschaftlichen Disziplinen, sprich ihren Beitrag zur gesellschaftlichen Akzeptanz neuer Technologien. Aber mehr noch: Viele technologische Neuerungen wären ohne die von den Geistes- und So-

zialwissenschaften formulierten Problemstellungen und die von ihnen kommenden Impulse zu veränderten Wahrnehmungen gar nicht möglich gewesen.

Wo sehen Sie die spezifische Funktion der Geschichtswissenschaften heute?

Geschichte war lange eine politik- und staatsnahe Wissenschaft. Sie vermittelte eine nationale Identität und diente der Legitimation des Staates. Heute ist Geschichte kritischer gegenüber ihrer Funktion und ihrem Standort. Wir versuchen zu rekonstruieren, was die historischen Akteure damals produziert haben, indem wir fragen: Welches Erkenntnisinteresse haben wir? Wie gehen wir vor? Wir können nicht sagen: «Genau so und nicht anders ist es gewesen.» Das übersteigt die menschliche Fähigkeit im Umgang mit der eigenen Vergangenheit.

Wie beurteilen Sie diese Entwicklung?

Man kann die Trends in der Geschichtswissenschaft der letzten zehn, zwanzig Jahre entweder als triumphale oder als tragische Entwicklung lesen. Die triumphale ist, dass die Geschichte sich dermassen ausdifferenziert hat und heute jedes Thema sein historisches Feld und seinen Spezialisten oder seine Spezialistin hat. Die historische Realität kann damit besser erschlossen werden. Die tragische ist, dass die Geschichtswissenschaft damit so komplex geworden ist, dass die Öffentlichkeit sie kaum mehr wahrnimmt. Das ist ein Problem, mit dem sich unsere Disziplin auseinander setzen muss. HistorikerInnen müssen lernen so zu schreiben, dass sie verständlich bleiben.

Die Geschichtswissenschaft hat also zunehmend Mühe, von einer breiten Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden. Versucht man mit den Geschichtstagen hier Gegensteuer zu geben?

Ja. Es ging zwar in erster Linie um den wissenschaftlichen Austausch, die öffentliche Präsenz und die Kommunikation von aktuellen Forschungsfragen und -erkenntnissen spielten aber auch eine Rolle. Die grosse Zahl der Teilnehmenden hat gezeigt, dass ein reges historisches Interesse besteht, zum Beispiel bei den Lehrerinnen und Lehrern. Der zahlenmässige Erfolg der Veranstaltung könnte auch Anstoss sein zu vermehrter Lobbyarbeit, zu der uns Ständerat Fritz Schiesser an der Eröffnungsveranstaltung aufgerufen hat.



«Man kann die Entwicklung der letzten Jahre triumphal oder tragisch lesen», meint Brigitte Studer.

FOTO: SIMON BRÜHLMANN

infos

Die Geschichtstage vom 15.-17. März in Bern waren die erste historische Tagung dieses Ausmasses in der Schweiz: 180 ReferentInnen aus zehn Ländern beschäftigten sich drei Tage lang in über 40 Veranstaltungen mit dem Thema «Zeiten des Umbruchs». Die über 600 BesucherInnen machten die Geschichtstage zu einem Publikumserfolg. Die nächste Auflage findet 2009 oder 2010 in Basel statt.

SUB-Breitseite gegen Vizerektor Stephan

Marius Haffner, im Vorstand der StudentInnenschaft (SUB) zuständig für die universitäre Hochschulpolitik, legte dem Senat und dem StudentInnenrat (SR) ein brisantes Papier vor: Im Namen der SUB spricht er sich darin gegen die Wiederwahl von Vizerektor Gunter Stephan aus. Der SR geriet ob des Papiers in Aufregung, der Senat zeigte sich wenig beeindruckt und wählte Stephan am 27. März zum neuen alten Vizerektor der Universität Bern.

ANDREAS HEISE

Das Senatspapier der SUB zur Wiederwahl des Vizerektors Lehre ist der letzte Wurf des scheidenden Vorstandsmitglieds Marius Haffner – ein grosser, aber auch einer, der daneben gehen könnte: Viele werden das Papier als persönliche Spitze gegen Gunter Stephan lesen. Das zentrale Anliegen des Papiers ist gemäss Haffner indessen, «ein neues Profil für die Führung der Universität zu umreissen.» So biete die anstehende Wahl des Vizerektorats unter anderem die Gelegenheit, «entweder eine Frauenquote einzuführen oder Frauen speziell zu berücksichtigen», wie im Papier steht. Weiter müsse ein solches Führungsprofil dem Konzept einer «autonomeren Universität» wie auch dem zunehmenden «Konkurrenzaufreten der anderen Universitäten» Rechnung tragen. Neben diesen Punkten enthält das Papier aber eben auch konkrete Vorwürfe an die Adresse des Vizerektors.

Autoritärer Stil

Die Kritik an Gunter Stephan bringt Haffner in vier Punkten vor. Darunter fällt zum einen die verfrühte Einführung der elektronischen Prüfungsadministration ePUB durch das Zentrum Lehre, dessen Verantwortlicher Stephan ist. Nicht nur das System, auch die Kommunikation sei mangelhaft gewesen. Des Weiteren habe das Vizerektorat Lehre mit der Einführung der inzwischen wieder aufgehobenen Einschreibengebühren auf den Masterstudien-

gängen «Nichtkenntnis und bewusste Ignoranz der rechtlichen Lage» bewiesen und seine Kompetenzen klar überschritten: Die Beschlussung von Gebühren sei Sache der kantonalen Erziehungsdirektion, nicht der Universität. Kritisiert wird ausserdem die Umbenennung des Besuchstags für MittelschülerInnen in «Freshmen days». Diese Bezeichnung sei weder geschlechtsneutral noch «unserem Kulturraum angemessen». Wichtigster Kritikpunkt aber ist Stephans Führungs- und Kommunikationsstil. Dieser sei «eher autoritär oder zurückhaltend» bis «autokratisch». Ein solcher Stil erzeuge Unmut und Widerspruch, was wiederum dazu führe, dass sich die «ohnehin komplexe Kompetenzstruktur der Uni» kompliziere und verlangsame.

Stephan überrascht

Gunter Stephan zeigt sich über die Anwürfe überrascht: «Eigentlich hatte ich immer das Gefühl, dass das Verhältnis zur SUB relativ problemlos ist.» Auch sieht sich Stephan genötigt, die Kritik weitgehend zurückzuweisen. «All die Dinge, die da drin stehen, sind in dieser Form nicht ganz richtig.» So habe er beispielsweise nie mittels Weisungen kommuniziert, als es um die Einführung von ePUB ging. «Von Weisungen halte ich nichts.» Für generell problematisch an den Vorwürfen hält Stephan, dass ihm die Verantwortung für Entscheidungen zugeschoben werde, die die Universitätsleitung als Kollektiv traf. «Das

liegt aber wohl daran, dass ich als Erster aus diesem Gremium wieder zur Wahl stehe», erklärt sich Stephan den Fokus auf seine Person. Zudem würden die Studierenden weniger mitbekommen, was sich im Bereich der Forschung, der Mittelzuteilung innerhalb der Fakultäten oder in der Qualitätssicherung und Akkreditierung so tut. «Aber was in der Lehre geschieht, das sehen sie.» Und die Probleme lassen sich dann am einfachsten am Repräsentanten dieses Bereichs festmachen. «Wäre ich Vizerektor Forschung, hätte es mich wahrscheinlich nicht in dieser Art getroffen.»

Ein Führungsproblem

«An jeder Kritik, auch wenn sie nicht ganz berechtigt ist, ist allerdings immer auch was dran», räumt Stephan ein. So ortet er durchaus Kommunikationsdefizite zwischen der Universitätsleitung und der SUB. «Ein Treffen im Jahr zwischen Universitätsleitung und SUB ist zu wenig. Wir sollten einen etwas häufigeren und auch informelleren Kontakt pflegen.» Zudem gesteht Stephan auf seiner Seite ein «Führungsproblem» ein, was die Kommunikation mit seinen Mitarbeitenden im Zentrum Lehre betrifft: «Die haben in der Regel kein Bewusstsein dafür, dass die SUB ein Teil des demokratischen Systems der Universität ist.» Das habe sich zum Beispiel bei den Besuchstagen gezeigt: «Dort hätte man von Seiten derjenigen, die die Organisation getragen haben, mehr mit den Vertretern der SUB diskutieren müssen.» Dieses Problem stelle sich allerdings auch in anderen Bereichen, nicht nur im Zentrum Lehre. Stephan zieht daraus den Schluss, «dass wir die SUB stärker in unsere Entscheidungen einbeziehen müssen, als wir das bisher getan haben».

Unruhe im Rat

Dem SR bereiteten die Töne, die Haffner in seinem Schreiben anschlägt, an seiner Sitzung vom 22. März sichtliches Unbehagen. So gab Franz-Dominik Imhof vom Sozialdemokratischen Forum (SF) zu bedenken, dass sich die SUB mit so einem Schreiben in der Öffentlichkeit exponiere. Wenn Stephan dann ohnehin gewählt werde, schaffe dies nicht unbedingt ein gutes Klima. «Bevor wir also eine persönliche Schlammenschlacht starten, sollten wir uns überlegen, was es zu gewinnen – und was es zu verlieren gibt.» Nationalratskandidatin und SF-Fraktionsmitglied Rahel Imobersteg nahm gleichfalls bestürzt die mögliche Tragweite zur Kenntnis und entrietete sich: «So ein Schreiben gehört in eine interne Vernehmlassung, bevor es als SUB-Position rausgeht!» Haffner wird ein etwaiges Schlamassel selber kaum noch ausbaden müssen: Er gab am 27. März seinen sofortigen Rücktritt aus dem Vorstand bekannt, um sich auf die Bachelorarbeit im Sommer vorzubereiten. Am Abend desselben Tages wurde Gunter Stephan vom Senat als Vizerektor wieder gewählt.

kommentar

Haffner geht, Problem bleibt

ah. Das Papier der SUB zur Wiederwahl von Gunter Stephan ist halbbratig: Sachlich nicht ganz stichhaltig und stellenweise unglücklich formuliert. Die kritischen Reaktionen sind jedoch gemäss Haffner nicht der Grund für seinen Rücktritt. Vielmehr bestanden unterschiedliche Auffassungen, was das Amt des Vorstands und die Arbeitsteilung zwischen SR und Vorstand angehen. Haffner sieht Reformbedarf angesichts der enormen Arbeitslast des Vorstandes – das Pensum von 30 Prozent wird notorisch überschritten, die Studienzzeit verlängert sich meist: Entweder würden Vorstandsmitglieder künftig ihr Studium für ein Jahr unterbrechen und zu 100 Prozent beschäftigt oder der Vorstand beschränke sich auf Verwaltungsaufgaben und träte die genuin politischen Projekte an rätliche Aktionsgruppen ab. Mit dieser Sicht provozierte Haffner den SR, insbesondere dessen grösste Fraktion, das SF, welches das Vorstandsamt klar politisch und nicht bloss administrativ versteht. Das SF trat im Vorfeld der Sitzung vom 22. März denn auch an Haffner heran, um durchblicken zu lassen, dass seine Wiederwahl im April alles andere als gewiss sei. Als der Rat zudem erneut harsche Kritik an seiner Planung des Tags des Studienbeginns äusserte, resignierte Haffner endgültig. Der Rücktrittsentscheid wirkt duckmäuserisch. Er verweist aber auf ein Problem, das auch ohne Haffner bleiben wird: Ohne regelrechte Arbeitswut hält man es im Vorstand auf Dauer nicht aus.

«Sumoringen sieht blöd aus»

So stellen wir uns die Tätigkeit von Professorinnen und Professoren meist vor: Sie sitzen an ihrem PC im Büro. Doch Vorsicht, die sitzen nicht nur im Lehrstuhl rum. Sie treiben grösstenteils Sport. Manche zum Abschalten, andere um ihre Gedanken zu strukturieren. Favorisierte Sportart: das Jogging. Geistig ziemlich anspruchslos also. Zufall?

INTERVIEWS UND FOTOS: MICHAEL SIEGENTHALER



**Prof. Dr. Ruth Kaufmann-Hayoz (60),
Professorin für Allgemeine Ökologie**

Sie sehen jung aus. Treiben Sie Sport?

Ja. Im Moment mache ich ein wenig Gymnastik, Tennis, Jogging, Skitouren und ich segle.

Oh, das klingt ja nach viel. Wie wichtig ist Sport für Sie?

Schon wichtig. Ich fühle mich nicht wohl, wenn ich mich nicht bewegen kann.

Nutzen Sie das Unisportangebot?

Nein. Es wäre zwar attraktiv, aber ich habe andere Möglichkeiten.



**Dr. André Bächtiger (36), Dozent am
Institut für Politikwissenschaft**

Treiben Sie Sport?

Ich habe mit Badminton beim Unisport angefangen, das ist aber alles. Also relativ selten.

Wieso?

Ich habe keine Zeit.

Ist das nicht eine faule Ausrede?

Zum Teil. Aber es gibt einfach andere Sachen, die Priorität haben.

Betreiben Sie dafür Trinksport?

Also ein wenig Rumsaufen? Ja, ich würde sagen: Alkohol gehört durchaus zum Leben dazu.

Welche Sportart finden Sie ästhetisch?

Eiskunstlaufen.

Dann haben Sie Lambiels WM verfolgt?

Ich finde Fraueneiskunstlaufen attraktiver.



**Prof. Dr. Stig Förster (55), Professor für
neueste allgemeine Geschichte**

Sie sehen sportlich aus. Treiben Sie denn auch Sport?

Ich habe früher viel Tennis gespielt und dann sind meine Bandscheiben kaputt gegangen und das ging nicht mehr. Jetzt wandere ich hauptsächlich.

Wie oft gehen Sie wandern?

Jedes Wochenende.

Wirklich?

Fast jedes Wochenende, wenn ich nicht gerade auf einer Konferenz bin.

Stört Sie, dass Hornussen und Platzgen nicht im Unisportangebot sind?

Nein, eigentlich nicht... Hornussen find' ich zwar ganz lustig. Ist so eine Mischung aus Cricket und Hammerwerfen.

Welche Sportart finden Sie unästhetisch?

Ringern. Das sieht irgendwie blöd aus... Oder Sumo, mit diesen Fettklössen.



**Prof. Dr. Lutz Dümbgen (43), Professor
für Statistik**

Treiben Sie Sport?

Ich laufe regelmässig, mache ein wenig Krafttraining und fahre jeden Tag mit dem Fahrrad zur Arbeit.

Was bedeutet Ihnen Sport?

Es ist für mich ein wichtiger Ausgleich.

Können Sie während des Sporttreibens denn abschalten?

Meistens fängt es so an, dass mir gerade beim Laufen zuerst viele Dinge durch den Kopf gehen und irgendwann kann ich abschalten. Es hilft mir, die Sachen fertig zu verarbeiten.

Hatten Sie da einmal eine Erleuchtung?

Ja. Aber das kommt eher selten vor. Manchmal denke ich: So löst man ein Problem. Und später merke ich, dass es dann doch nicht so einfach ist.



**Prof. Dr. Kathrin Altwegg (55), Profes-
sorin für Experimentalphysik**

Treiben Sie Sport?

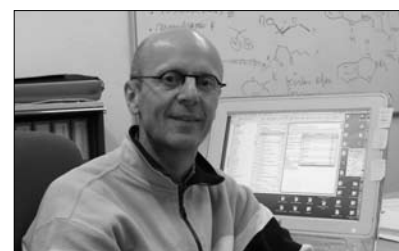
Ja. Ich reite vor allem.

Nutzen Sie das Unisportangebot?

Ich ging früher ins Sekretärinnenturnen. Das war das Einzige, was mir passte. Denn als ich hier angefangen habe, gab es Unisport nicht für Professorinnen. Es gab Unisport für die Herren Professoren und für die Frauen der Professoren... Ich wollte ja nicht mit den jungen Studentinnen zusammen Sport treiben.

Wieso haben Sie damit aufgehört?

Aufgehört habe ich, als ich Kinder bekam. Nach der Arbeit musste ich nach Hause und die Kinder hüten.



**Prof. Dr. Philippe Renaud (47), Profes-
sor für organische Chemie**

Treiben Sie Sport?

Ja. Skifahren.

Skifahren kann man aber nur im Winter!?

Ich jogge auch. Und im Sommer fahre ich Velo.

Wie wichtig ist Sport für Sie?

Es ist wichtig, weil man neue Ideen bekommen und über etwas nachdenken kann.

Ah, haben Sie während des Sporttreibens schon etwas entdeckt?

Das zwar nicht. Aber die Sachen werden mir dann klarer. Strukturierter.

kontext

Insgesamt standen 13 Professorinnen und Professoren der verschiedensten Institute Rede und Antwort. Das **unikum** fragte alle, ob sie die Unisportangebote nutzen. Und wen es stört, dass die urschweizerischen Sportarten Hornussen und Platzgen nicht im Unisportangebot sind.

Nutzen Sie das Unisportangebot?

Ja: 2

Nein: 8

Hab es vor: 1

Meine Kinder nutzen es: 1

Nicht mehr: 1

Hornussen und Platzgen sind nicht im Unisportangebot – stört sie das?

Ja: 1 (würde es gerne ausprobieren)

Nein: 9

Was ist das?: 3

Mitbestimmung, Selbstbestimmung, gute Stimmung

Derzeit begegnet man ihr an der Universität auf Schritt und Tritt. Dies soll auch in Zukunft so sein. Sie soll omnipräsent sein und um sich greifen. Selbst das **unikum** wurde in seiner letzten Ausgabe nicht von ihr verschont. Die Rede ist von der Qualität.

MARIUS HAFFNER, VORSTAND SUB

Als Oberbegriff gibt Qualität nicht viel her, wenn er nicht mit Inhalt gefüllt wird, wenn er bloss eine Worthülse bleibt. Was die Universität unter Qualität versteht, wurde schon erklärt (siehe **unikum** 124). Und die SUB bezog ebenfalls Stellung zum Thema. Hier reichen wir noch ein paar Gedankenanstösse weiter, die zeigen sollen, was für uns Studierende gute Qualität heisst.

Wirst du angehört?

Seit jeher fordert die StudentInnenschaft der Universität Bern (SUB) immer wieder mehr Mitbestimmungsrechte für die Studierenden. Damals wie heute ist dieses Thema brandaktuell. Und schenkt man Resultaten aus psychologischen Studien Beachtung, so kommt man nicht um die Tatsache herum, dass Mitbestimmung die Zufriedenheit der Betroffenen erhöht. Wer mitbestimmen kann, darf seine Erwartungen formulieren. Und genau diese gilt es zu erfüllen. Nicht von ungefähr lautet der Slogan der Universität: «Qualität heisst Erwartungen erfüllen». Worauf wird denn noch gewartet? Bezieht die Studis mit ein, lasst sie sprechen und ihre Erwartun-

gen äussern und die Qualität steigt (Natürlich müssen die formulierten Erwartungen dann auch erfüllt werden!) Eigentlich wäre die Sache also ganz einfach. «Leider nicht ganz», würden die Kontrahenten unserer Position sagen, und: «Die Universität hat bereits Strukturen geschaffen, in welche die Studierenden mit einbezogen werden.» Dies stimmt auch. Aber Potenzial und Realität klaffen weit auseinander. Nicht selten werden die Stimmen der StudierendenvertreterInnen in den unterschiedlichsten Kommissionen kaum oder gar nicht wahrgenommen. Manchmal werden sie nicht einmal angefragt. Und nicht selten stösst man auf einen Studenten oder eine Studentin, der oder die keine Ahnung hat, dass er oder sie überhaupt Mitbestimmungsrechte hat.

Kennt du deine Rechte?

Mitbestimmung – also Demokratie – setzt Wissen über die vorhandenen Mittel der Stimmergreifung voraus. Für die Studierenden an der Universität Bern hat die SUB dieses Wissen gesammelt und setzt es ein. Über die SUB, die Fachschaften und

aktiven Mitglieder sind die Studierenden in den bestehenden Gremien vertreten und sprechen ihre Bedürfnisse und Erwartungen aus. Formal wäre der Mitbestimmung also Genüge getan. Doch wir fordern mehr. In der Realität sind die Studierenden in den Gremien immer untervertreten und haben daher kaum eine Chance, wenn ihre Meinung in Opposition zu jener der Dozierendenvertretung steht. In gewissen Entscheidungsgremien – wie den Dekanaten oder der Universitätsleitung – sind die Studierenden gar nicht präsent. Meist wird die Forderung nach Mitbestimmung mit dem Verweis auf die Nicht-Umsetzbarkeit abgeschmettert. Die skandinavischen Länder machen uns aber vor, dass Studierende ohne weiteres auch in den leitenden Organen, zum Beispiel Universitätsleitung, eingebunden werden können. Sie zeigen auch, dass sogar paritätische Vertretungen in allen Gremien möglich sind. Wieso soll dies bei uns – in der Ur-Demokratie – nicht möglich sein? Wahrscheinlich liegt es am fehlenden Willen der gegenwärtigen Entscheidungsträger, ihren Einfluss und ihre Macht zu teilen. Nimmt man aber die Diskussion um die Qualität tatsächlich ernst, so müssen sich auch unsere Chefs Gedanken über den ernsthaften Einbezug von Studentinnen und Studenten in allen Entscheidungsorganen machen.

ePUB – vier Buchstaben, die die Studis bewegen

Das Zentrum Lehre, zuständig für ePUB, hat alle Benutzergruppen gebeten, eine Vertretung in die ePUB-Kommission zu entsenden. Als Vorbereitung für die erste Sitzung hat die StudentInnenschaft der Universität Bern (SUB) eine kleine Umfrage bei den Studierenden gestartet: Über 130 E-Mails gingen in den ersten drei Tagen ein. Die Meinungen über ePUB sind geteilt.

ALAIN GABUS, VORSTAND SUB

Seit seiner Einführung gibt das neue Verwaltungssystem für Studierende, ePUB, zu reden. So auch im StudentInnenrat (SR), wo mittels einer Motion gar eine externe Sicherheitsüberprüfung gefordert wurde. Der SUB-Vorstand hat wiederholt den Unmut und die Forderungen nach mehr Benutzerfreundlichkeit und Sicherheit bei der Universitätsleitung deponiert. Im Februar nun erhielt die SUB eine Mail vom Zentrum Lehre mit der Einladung für ein Brainstorming. In einer ersten Phase soll das Pflichtenheft von ePUB grundlegend überarbeitet werden. Die SUB will auch diese Gelegenheit nutzen, um nachhaltige Verbesserungen ein-

zubringen und die Qualität mit studentischer Beteiligung längerfristig sicherzustellen. Um die Bedürfnisse der BenutzerInnen noch genauer kennen zu lernen, haben wir eine Umfrageemail an alle Mitglieder versandt. Die eingegangenen 130 Antworten in drei Tagen zeigen das grosse Interesse und auch die teils heissen Gemüter der Studierenden deutlich auf.

Verzweiflung bis Zufriedenheit

Generell werden die schlechte Benutzerführung und die fehlende Aktualisierung der Einträge bemängelt. Zu roten Köpfen führen auch Probleme und Pannen bei den Prüfungsanmeldungen. In Verbindung mit dem teils

ungenügenden technischen Support wird dies zum echten Problem. Die uneinheitliche Einführungspraxis der Fakultäten und Institute und die Unkenntnis vieler Dozierender im täglichen Umgang mit ePUB tragen zusätzlich zur Verunsicherung der Studierenden bei. Die nicht einheitliche Einführung bereitet gerade den Nebenfachstudierenden grosse Schwierigkeiten bei der Integration beziehungsweise Anrechnung ihrer Leistungen aus ePUB-freien Fakultäten. Das an der Philosophisch-historischen Fakultät entwickelte Parallelprodukt ePhi wird zwar von allen Studierenden wegen seiner Benutzerfreundlichkeit gelobt, führt aber bei vielen zu noch grösserer Verwirrung. Es stellt sich oft die Frage, was, wo und wie eingetragen werden muss. Die mehrheitlich positiven Rückmeldungen aus der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät lassen die Hoffnung aufkommen, dass sich die Problematik mit zunehmender Erfahrung etwas entschärfen lässt. Wobei auch mit wachsender

Routine die Kritik an der Benutzerführung nicht verstummt.

Es gibt einiges zu verbessern

Die SUB wird sich jetzt daranmachen, die eingegangenen Mails auszuwerten und die Anliegen und Probleme der Studierenden möglichst rasch einzubringen. Es muss aber gesagt werden, dass der gemeinsame Weg zur Verbesserung von ePUB eben erst begonnen hat und das Zentrum Lehre noch einige Anstrengungen an den Tag legen muss, damit die an ePUB geknüpften Versprechungen kein Schall und Rauch bleiben.

«Gleichstellung betrifft auch Männer»

Das Ressort Gleichstellung im SUB-Vorstand leitete bislang stets eine Frau. Das muss nicht zwingend so sein, sagte sich der StudentInnenrat (SR) und wählte Daniel Mullis auf diesen Posten. Er studiert im zweiten Semester Geographie, hat eine Lehre als Konstrukteur absolviert und ist Unia-Gewerkschafter. Das **unikum** traf ihn am 8. März, dem internationalen Tag der Frauen, zum Gespräch.

DAVID LOHER

Du bist als erster Mann in das Ressort Gleichstellung der SUB gewählt worden. Macht es einen Unterschied, ob eine Frau oder ein Mann dieses Ressort leitet?

Daniel Mullis: Das spielt keine Rolle, da Gleichstellung auch Männer betrifft. Gleichstellung kann nur erreicht werden, wenn das Thema gemeinsam angegangen wird. Es gibt auch Klischees, die auf den Männern lasten: zum Beispiel das veraltete Bild des alleinigen Familiernährers. Da spielen viele Themen mit rein – ich denke da an Dinge wie Teilzeitarbeit oder Vaterchaftsurlaub – die Frauen und Männer gleichermaßen betreffen. Gleichstellung

funktioniert nur, wenn Frauen und Männer am selben Strick ziehen. Schlussendlich gelingt es nur durch eine Veränderung der gesamten Gesellschaft.

Du bist nicht nur der erste Mann im Ressort Gleichstellung. Da du zuerst eine Lehre als Konstrukteur gemacht hast, vertrittst du auch die Studierenden, welche nicht über den «gewöhnlichen» Bildungsweg an die Uni gelangten. Ergibt sich dadurch ein anderer Blickwinkel auf die Unipolitik?

Sicherlich bringe ich eine andere Perspektive mit ein. Ich war immerhin fünf Jahre intensiv in der Arbeitswelt tätig. Zu-

dem bin ich in der Gewerkschaft Unia aktiv. Da kommt man mit anderen Dingen in Kontakt, als wenn man das Gymnasium besucht. Ich habe wohl einen differenzierteren Blick auf die Arbeitswelt.

Leben die Studierenden an der Uni also zu sehr in ihrer abgekapselten Welt?

Die Studierenden interessieren sich zu wenig für politische Themen. Nehmen wir den «International Students Day» vom vergangenen November. Die SUB hat dazu viele interessante Veranstaltungen organisiert. Vom Thema her war das wirklich im Interesse aller Studierenden. Dafür hätten sich ruhig mehr Studierende interessieren können. Wir müssen uns schon überlegen, wie die Studierenden besser sensibilisiert werden können. Auf der anderen Seite muss sich die Uni gegen aussen öffnen, damit bildungspolitische Themen auch ausserhalb der Uni gehört werden.

Wie sieht es mit der Gleichstellung an der Uni Bern aus?

Was die Besetzung der Lehrstühle angeht, haben wir ein grosses Problem. Die Frauen sind nach wie vor massiv untervertreten. Das muss sich endlich ändern. Bei den Studentinnen liegt das Problem an einem anderen Ort. Durch die Unterteilung in Bachelor und Master besteht eine grosse Gefahr, dass viele Frauen aufgrund der immer noch vorherrschenden Rollenverteilung die Uni nach dem Bachelorabschluss verlassen und von einem Masterstudium absehen. Aber das betrifft nicht spezifisch die Uni Bern. Die Entwicklungen diesbezüglich gilt es genau zu beobachten.

Dann wünschen wir dir alles Gute für deine Arbeit. Danke für das Gespräch.



Der neue Vorsteher des Ressorts Gleichstellung: Daniel Mullis

FOTO: NELLY JAGGI

Die SUB sucht

stellenausschreibung

per 26. April 2007 ein neues Vorstandsmitglied Ressort Fachschaften/Universitäre Hochschulpolitik

Wir bieten:

- Die Herausforderung, sowohl selbständig als auch im Team zu arbeiten
- Die Möglichkeit, in wichtigen politischen Gremien mitarbeiten und mitbestimmen zu können
- Kontakt mit engagierten Leuten auf allen Ebenen.
- Ein Aufgabenfeld, welches viel Gestaltungsspielraum offen lässt sowie viel politisches Handeln und Arbeiten mit sich bringt.
- Flexibel gestaltbare Arbeitszeiten
- Die Stärkung Deiner Führungsqualitäten und Entscheidungskompetenzen.
- Wertvolle Referenzen.
- Entschädigung: Fr. 1300.- pro Monat.

Wir erwarten:

- Zeitliche Perspektive von mindestens 3 Semestern bei Einsatz von rund 30 Stellenprozenten.
- Interesse an der Vertretung der Studierenden nach Innen und Aussen und an der Bildungspolitik im Allgemeinen.
- Engagement, Entschlossenheit und Eigeninitiative.
- Team- und Kommunikationsfähigkeit.
- Interesse an den aktuellen unipolitischen Themen: Qualitätssicherung und Evaluation, Studentische Mitbestimmung, Fachschaftsarbeit, etc.
- Erfahrung in der Organisation von Anlässen von Vorteil
- Verhandlungsgeschick in der Zusammen-

arbeit mit Behörden und PolitikerInnen. SUB Mitgliedschaft

Um Dir ein genaueres Bild zu machen, kannst Du jederzeit mit dem Vorstand in Kontakt treten.

Für weitere Informationen:

SUB Vorstand Marius Haffner (bisheriger Ressortinhaber)
Tel.: 031 301 00 03, Tel.: 079 643 97 94
E-Mail: vorstand@sub.unibe.ch
E-Mail: marius.haffner@sub.unibe.ch

Bewerbungen bitte bis 16. April 2007 an: SUB Vorstand, «Bewerbung Ressort Fachschaften/ Universitäre Hochschulpolitik», Lerchenweg 32, 3000 Bern 9.

Das unikum lädt zur dritten Party ein

Am 14. April steigt im Café Kairo Bern die dritte Releaseparty des StudentInnenmagazins **unikum**: Anlass ist die erste Ausgabe im Sommersemester zum Thema «Elternhaus». Studierende und Nicht-Studierende sind geladen in eine Nacht voller Wunder abzutauchen: Wortkunst, Akrobatik, Zuckende Klänge, Kleinkunst und die Disko, die nicht fehlen darf.

Karten gibt es nur an der Abendkasse. Eintritt 15 Franken, für SUB-Mitglieder und PH-Studierende gegen Vorweisen der Legi 10 Franken.

Programm:

20.30 Uhr: Türöffnung

21.15 Uhr: Hexamester-Battle

Dieser unerbittlichen Wettstreit der Worte ficht die Redaktion fast schon traditionell unter sich aus. Wer wird dieses Mal der Hexamester-Textermeister bzw. die Hexamester-Hexenmeisterin?

22.15 Uhr: Uni-due-tre

Die Gymnastrada-Gruppe der Uni Bern wirbelt allerlei Sachen in der Luft herum. Diese könnten auch Feuer fangen. Sicherheitsabstand einhalten, Gaffen und Glotzen erlaubt.

23.00 Uhr: Gasmac Gilmore

Gasmac Gilmore verschmelzen in ihrem Tontiegel einiges, was Musik zu bieten hat: Balkan Rock, Industrial, Hardcore, Synthie Pop. Vier junge Herren aus Wien bringen Berns Boden zum Beben. www.myspace.com/gasmacgilmore

00.30 Uhr: unikum surprise

Ja, das ist noch diese Katze im Sack, die wir raus lassen werden. Mehr verraten sei nicht.

01.00 Uhr: DJ Toni Varela:

Der RaBe-DJ von «Arriva La Bomba» tischt Exotisches auf: Jazzy Easy Listening, Funky Boogaloo und Groovy Old School Hip-Hop. Mögliche erwünschte Wirkungen: Jucken im Hintern, Zucken der Glieder.



HUBER & LANG



www.chop.ch

Medienpartner:



www.ra.be.ch

WERBUNG

031 371 1111

sicher von Tür zu Tür

TaxifahrerIn, der ideale
Teilzeit-Job für Studierende!
Wir führen Ausbildungskurse
durch. Rufen Sie uns an.

**Bären
Taxi AG**
Gratisanruf 0800 55 42 32

BUBENBERGHAUS – HUMANA – SIHL

Ihre Fachbuchhandlung
in Bern & Zürich

Kompetente Beratung
an zentraler Lage!

www.huberlang.com

Fachbücher • Medien • Zeitschriften

HUBER & LANG



Dakar im Rückspiegel

CLAUDIA PETER

Der Empfang ist schlecht. Afrikanischer Trommelwirbel knistert durch die Radioboxen, doch bei jeder Bodenwelle herrscht einen Moment lang Stille. Nicht wirklich Stille – nur Sendepause. Die Rufe der Händler, das Dröhnen der Automotoren, das Knattern von Blech füllen die Nicht-Stille.

Der Tachometer des Autos steht auf Null, die Geschwindigkeitslimite beträgt 30 Kilometer pro Stunde und der Taxifahrer kurvt mit mindestens 50 Sachen durch die Strassen Dakars. Ich nehme es gelassen. «Tranquille, tranquille», wie die Senegalesen mir immer sagen, wenn ich gestresst von A nach B fahren möchte. Immer mit der Ruhe, man hat ja schliesslich Zeit.

In der Schweiz würde ich mein Studibudget durch die unzähligen Taxifahrten völlig überstrapazieren, doch hier kann ich mir das leisten. Quer durch Dakar zu fahren, inklusive eine halbe Stunde im Stau stehen, kostet mich sieben Franken. Geräte, die jede Sekunde der Fahrt akribisch aufzeichnen und in der Stosszeit zu Schweis-sausbrüchen führen, gibt es nicht – zum Glück. Den Preis handle ich zu Beginn der Fahrt aus. Als Weisse muss man jedoch mit einem Sondertarif rechnen.

Nun geht es los, quer durch Dakar. Heute lebt ein Viertel der Landesbevölkerung im Grossraum der senegalesischen Hauptstadt. Der Anteil der städtischen Bevölkerung nimmt rasant zu. Die Folgen sind unübersehbar. Ausserhalb des Stadtzentrums Plateau, wo die grossen Banken ihren Sitz an der Place de l'Independence haben, beginnt ein anderes Dakar: Das Dakar, wo Frauen auf der Strasse gemeinsam waschen, wo Ziegen in den Abfallbergen wühlen und provisorische Behausungen dem Zerfall trotzen.

Die Rufe der Händler, das Dröhnen der Automotoren, das Knattern von Blech füllen die Nicht-Stille.

Der Tachometer des Taxis steht auf Null. Dieses Mal stehen wir still. Ein Mann versucht den Verkehr zu regeln – erfolglos. Ein Motorrad drängt sich an uns vorbei und berührt dabei den Seitenspiegel. Der Lenker nimmt es gelassen. Er zündet sich eine Zigarette an und dreht das Radio auf. «Ça va Madame?», rufen die Händler durchs Fenster. «Oui, ça va bien», meine ich. Die

Knaben ziehen von Fahrzeug zu Fahrzeug und präsentieren ihre Ware. Ich könnte gleichzeitig Erdnüsse, eine Telefonkarte von Orange oder eine neue Bohrmaschine kaufen. Nichts mehr mit «tranquille» – ich fühle mich bedrängt. Manchmal habe ich den Eindruck, dass mehr Verkäufer als Käufer die Strasse besiedeln, und die Verkäufer sind jung. Zirka 40 Prozent der senegalesischen Bevölkerung sind jünger als 14 Jahre. Zudem haben weniger als die Hälfte der Jugendlichen einen Primarabschluss. Jene, die gut ausgebildet sind, verlassen oft das Land. Jene mit einem Job sind um

Zirka 40 Prozent der senegalesischen Bevölkerung sind jünger als 14 Jahre.

diese Zeit am Arbeiten. Diejenigen, welche weder das eine noch das andere tun, stehen nun vor unserem Autofenster. Ich bin froh, dass wir endlich weiterfahren können. Die Abgase der stehenden Autos vermischen sich mit dem Sandstaub. Die Fenster kann der Chauffeur leider nicht schliessen – auch wenn er wollte. Sein Taxi hätte keine Fenster mehr, meint er. Ansonsten spricht er wenig, unaufgefordert schon gar nicht. Nur dass er in Medina wohnt, einem alten Quartier nahe des Zentrums, und drei Kinder hat, weiss ich. Medina ist der Stadtteil, wo die Putzfrauen der Banker wohnen, wo nicht im Bürokomplex, sondern auf der Strasse gearbeitet wird. In der Medina ist man arm. Mir kommt ein Mann in den Sinn, den ich gestern getroffen habe. Er wohnt in der Rue 6 der Medina in demselben Haus wie bereits sein Vater und sein Grossvater. Hier ist seine Heimat. Doch die Ferne, Europa lockt. Er bittet mich um einen Einladungsbrief für seinen Cousin, der so gerne nach Europa kommen möchte. Ich lehne ab. Etwas resigniert deu-

tet er Richtung Atlantik und fragt mich, ob ich auch schon von den Booten gehört hätte, auf welchen Afrikaner illegal die Küste Spaniens ansteuerten. Habe ich. Abruptes Bremsen reisst mich aus den Gedanken. So etwas wie Vortritt gibt es hier im Strassenverkehr kaum. Der Schnellere fährt. Ich bin froh, im Taxi zu sitzen. Der öffentliche Bus kostet zwar nur einen Bruchteil, doch ich möchte nicht noch einmal die Bustür zwischen mir und meinem Rucksack, der noch draussen war, spüren. Ich hasse diese Lichtsensoren an unseren Bussen und das ewige Warten im Zwölfer bis alle Studis zusammengepfertcht sind. In diesem Moment vermisste ich es jedoch. «Tranquille, tranquille», sollte man es nehmen.

Inzwischen bewegt sich wieder gar nichts mehr. Nur Trommeln tut es unermüdlich aus den Lautsprechern. Die Automotoren dröhnen. Abgase vernebeln den Blick. Wir werden das Ziel schon erreichen – irgendwann. «Inshallah!» – so Gott will.

Die Autorin verbrachte anlässlich einer Konferenz mehrere Tage in Dakar.



Tranquille – am schnellsten fährt es sich mit Gelassenheit.

FOTOS: CLAUDIA PETER



Taxifahrt auf sandiger Überholspur.

Veranstaltungshinweise aki

Feuer im Dach?!

Wie mit Konfliktsituationen umgehen und darin kommunizieren, so dass man daran wächst? Impuls und gemeinsame Diskussion.

Jeweils Montag 16. April, 30. April und 14. Mai um 19.30 Uhr

Mission: Impossible?

Darf man Entwicklungszusammenarbeit und christliche Mission heute noch verbinden? Kritisches Gespräch mit Pascale Rondez (Indonesien), Toni Kurmann SJ (Philippinen) und Stephan Zihler (Äthiopien).

Dienstag 24. April um 19.30 Uhr

Wege und Ziele der qualitativen Psychologie

Kurzvortrag und Diskussion um methodische Fragen der Psychologie.

Mittwoch 2. Mai um 19.00 Uhr

aki, Katholische Universitätsgemeinde, Alpeneggstrasse 5, 3012 Bern. www.aki-unibe.ch

Kursangebote für Frauen

Die Abteilung für die Gleichstellung von Frauen und Männern der Universität Bern bietet regelmässig Kurse für Frauen an. Die Kurse haben zum Ziel, die Chancengleichheit von Frauen und Männern zu fördern, und wollen dazu beitragen, eine ausgewogene Vertretung beider Geschlechter in sämtlichen Bereichen unserer Universität zu erreichen.

«Soll ich oder soll ich nicht?» – Von der ersten Idee bis zum Entschluss, eine Dissertation zu schreiben.

Dieser Workshop wird gemeinsam mit der Beratungsstelle der Berner Hochschulen angeboten und richtet sich an Studentinnen, die sich überlegen, eine Dissertation zu schreiben.

Kursleitung: Dr. Eva Scheuber, Beratungsstelle der Berner Hochschulen, und Dr. Sibylle Drack, Abteilung für die Gleichstellung

Datum: Donnerstag, 31.05.2007

Zeit: 13.30-17.00 Uhr

Kosten: Studentinnen der Universität Bern CHF 30.–

Anmeldeschluss: 14.05.2007

Weitere Informationen und das vollständige Kursprogramm finden Sie auf unserer Homepage www.gleichstellung.unibe.ch unter Angebote / Kurse.

Gratis-Eintritte dank der SUB

Jazzfestival

Das Internationale Jazzfestival ist auch dieses Jahr wieder Kulturpartner der SUB. Topstars aus den Sparten Jazz, Blues und Gospel treten auf. Grössen wie Cathrine Russel, The Holmes Brothers oder Ahmad Jamal sind bis am 20. Mai in Bern anzutreffen.

SUB-Mitgliedern stehen jeweils 2 Plätze für das 2. Set (22 Uhr) jeden Dienstag- und Mittwohabend im Marians Jazzroom gratis zur Verfügung. Diese Plätze können online bei der SUB reserviert werden. Jeweils am Dienstag und Mittwoch um 22 Uhr gibt es zusätzlich verbilligte Eintritte für 15 Franken. Und für alle anderen Vorstellungen gewährt das Jazzfestival eine Reduktion von zehn Franken. Reservierungen direkt über das Jazzfestival unter www.jazzfestivalbern.ch.

Bierhübeli: Pirate Club

Jedes Kind kennt sie: die Piraten. Obwohl Bösewichte, hängt ihnen bis heute etwas Abenteuerliches und Romantisches an. Am 14. April rockt Princess Julia das «Hübeli» mit ihren treibenden, funktigen Electro-Beats. 30 Gratis-Eintritte stehen für SUB-Mitglieder für den legendären Pirate Club am 14. April im Bierhübeli zur Verfügung. Die Eintritte können direkt über die SUB-Homepage reserviert werden.

Also nichts wie los und die Kulturangebote auf der SUB-Homepage entdecken! www.sub.unibe.ch/dienstleistungen/freier_eintritt/

Neue Arbeitsbiene: Daniela

cro. Daniela Rölli ist die Neue in der **unikum**-Redaktion. An der Uni aber ist sie eine alte Häsin, studiert im achten Semester Geschichte – mit Leidenschaft: «Mein Traumjob wäre, beim Bund in den Archiven zu wühlen – oder ich wandere nach Frankreich aus! Französische Geschichte interessiert mich besonders.» Erst einmal freut sie sich aber aufs **unikum**, auf die Recherchen, die Geschichten, die sie hinter den Gesichtern finden will. Daniela ist ein Informationsjunkie, immer auf dem neusten Stand, stets am Puls der Zeit. «Ein Tier, das mir ähnelt? Die Arbeitsbiene. Oder der schlaue Fuchs.» Und was tut Daniela, wenn sie mal keine historischen Bücher, Zeitungen oder Online-Nachrichten verschlingt? Sie trifft ihr Patenkind. Zum Beispiel. Oder sie lässt sich von guten neuen Bekanntschaften inspirieren. Wir hoffen, dass sie beim **unikum** einige Inspirationsquellen findet und freuen uns auf viel schlaues Honig in den Textwaben!

Tina wechselt das Fach

cro. Martina Fritschy war seit Sommer 2004 Redaktorin beim **unikum**, jetzt hat sie den Bachelor im Sack und verlässt deswegen Uni und **unikum**. Viele spannende und raffinierte Veranstaltungstipps gehen auf ihr Konto. Grössere Werke wie das Interview mit dem Käferspezialisten Werner Marggi oder ihre feinsinnigen Reportagen aus der Stadt Bern oder der brandneuen UniS sind in guter Erinnerung. Unvergessen bleibt der beste je geschriebene Hexamester «Vom geheimen Geheimnis» (nachzulesen auf www.unikum.unibe.ch in der Ausgabe 119) und ihre Leidenschaft: für die Schreibearbeit, für den Sport, und – seit Neustem – für die Fotografie. Wir freuen uns, dass Tina dem **unikum** als freie Mitarbeiterin erhalten bleibt und ihr Name nun statt unter Texten unter gelungenen Bildern erscheint. Danke und alles Gute!

Vom Spiel mit Licht und Schatten

Irgendwo hinter den Gleisen, zwischen Krematorium und Kehrlichtverbrennungsanlage, sind in einer unscheinbaren Fabrikhalle Licht und Schatten zu Hause. Wer die Tür zum «Lichtspiel» aufstösst, betritt kein gewöhnliches Kino, sondern taucht ein in ein Universum, in dem sich alles um das bewegte Bild dreht.

DAVID LOHER

Wer zum ersten Mal ins «Lichtspiel» geht und Surroundsound, weiche Sessel und alle anderen Annehmlichkeiten erwartet, wie es die grossen Kinoketten bieten, wird enttäuscht. Popcorn gibt es zwar auch an der Bar, aber die Sitze sind unbequem – wer zu spät kommt muss sogar mit Klappstühlen in den hinteren Reihen vorlieb nehmen – und die Leinwand ist auch nicht gerade überdimensional. Für die kleinen Programmkinos hingegen ist das normal. Da bildet das «Lichtspiel» keine Ausnahme. In die Off-Kinos geht man ja schliesslich nicht wegen der schicken Technik, sondern um keine knutschenden Teenies in der Reihe vor einem sitzen zu haben. Und natürlich der Filme wegen. Diese bestehen dort nämlich nicht nur aus billigen Schnulzen und langweiligen Actionfilmen. Aber all dies ist es nicht, was den besonderen Reiz des «Lichtspiels» ausmacht.

Kuriositätenkabinett

Hinten im Raum, neben einem riesigen 70mm-Filmprojektor mit Filmrollen so gross wie Wagenräder, steht eine gut meterhohe, orange lackierte Säule mit zwei Gucklöchern. Solche Münzkinos standen bis in die Sechzigerjahre in vielen Bahnhöfen. Für wenige Rappen konnte man sich einige Sequenzen Charlie Chaplin oder Buster Keaton anschauen. Viele ähnliche Kuriositäten der Filmgeschichte sind in der Sammlung des «Lichtspiels» zu finden. Eine ganze Reihe alter Filmprojektoren steht beim Eingang ins Kino. Auf der anderen Seite befinden sich Werkstatt, Ersatzteillager und die Kinobar. Alles ist in derselben grossen Halle untergebracht, in der sich auch der Zuschauerraum befindet. Sogar der für die Vorführungen genutzte Projektor steht im Raum. Ein stetiges Rattern des Apparats begleitet die Filme und versetzt einen Jahrzehnte zurück in Zeiten, als das Kino sich noch nicht gegen die Konkurrenz von Fernseher und «Home-Cinemas» durchzusetzen hatte.

Es herrscht Hochbetrieb

Es ist ein Mikrokosmos des bewegten Bildes, den man betritt, wenn man die Tür aufstösst und sich als erstes wohl über die fehlende Kasse wundert. (Dafür steht am Ausgang eine Kollektorbüchse). An einem gewöhnlichen Mittwochmorgen herrscht Hochbetrieb. Auf einer Werkbank liegt eine alte Camera Obscura, an der sich ein älterer Herr zu schaffen macht, um sie wieder zum Leben zu erwecken. An einem Visionierungstisch katalogisiert ein Praktikant Filme. Ein Hund streunt durch die Räume. Überall stehen und liegen kinema-

tographische Apparate herum. Und in all dem Gewusel sitzt David Landolf, der Leiter des «Lichtspiels», an einem Computer und versucht den Überblick zu wahren. Ohne ihn gäbe es das «Lichtspiel» wohl kaum.

Schrott oder Trouvaille?

Den Grundstein für diese aussergewöhnliche kinematographische Sammlung legte der Berner Kinoliebhaber Walter A. Ritschard. So wie Sammlerinnen und Sammler nun mal sind, war auch er masslos. Und deshalb stapelten sich in der Fabrikhalle im Lauf der Zeit in einem heillosen Durcheinander Projektoren, Kameras und Filmrollen. Ja sogar Teppiche und Staubsauger, die bei einem Kinoumbau hätten wegwerfen werden sollen, «rettete» er vor der Entsorgung. Nach seinem Tod 1988 wäre die Sammlung um ein Haar entsorgt worden. Landolf erkannte aber, dass in der Halle ein Schatz lag und bewahrte sie vor ihrem beinahe beschlossenen Schicksal. Mittlerweile ist das Meiste geordnet und klassifiziert. Aber noch immer atmet das «Lichtspiel» irgendwie den Pioniergeist Ritschards. Das liegt wohl daran, dass das Kino auf viele freiwillige Liebhaberinnen und Helfer setzt, statt auf ein durchstrukturiertes Management. Der allenthalben grassierenden Professionalisierung setzt das «Lichtspiel» Engagement mit viel Herzblut entgegen.

Magische Momente

Der finnische Regisseur und Melancholiker Aki Kaurismäki beklagte einmal die

verloren gegangenen magischen Momente des Kinos. Hier im «Lichtspiel», irgendwo zwischen Kinossessel, Filmprojektoren und der Werkstatt, würde er sie bestimmt wieder finden. So viel Atmosphäre wie das «Lichtspiel» bietet wohl kaum ein anderes Kino in Bern.



FOTOS: NELLY JAGGI

infos

«Lichtspiel», Bahnstrasse 21, 3008 Bern.
www.lichtspiel.ch

Der StudentInnenfilmclub der Uni Bern zeigt seine Filme meist im «Lichtspiel». Das aktuelle Programm findet sich auf www.filmclub.unibe.ch.

In den thematisch zusammengestellten Filmreihen sind viele der grossen Klassiker der Filmgeschichte zu sehen.



BUCH
KURT GÖDEL
REBECCA GOLDSTEIN

pk. Als seine Frau erkrankt und nicht mehr in der Lage ist, für ihn zu kochen, verweigert Kurt Gödel jegliche Nahrungsaufnahme. An Paranoia erkrankt ist Gödel überzeugt, man wolle ihn vergiften und stirbt infolgedessen an Unterernährung. Kurt Gödel gilt als einer der bedeutendsten Logiker aller Zeiten. Mit gerade 25 Jahren veröffentlichte er seine beiden so genannten «Unvollständigkeitssätze» – zwei Sätze mit nicht zu unterschätzenden Folgen für die Logik, die Mathematik und die Philosophie. Ein Leben also, das mehr

CD
INFUNKTED
COLOR CHANGE

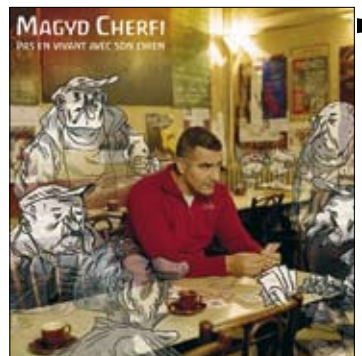
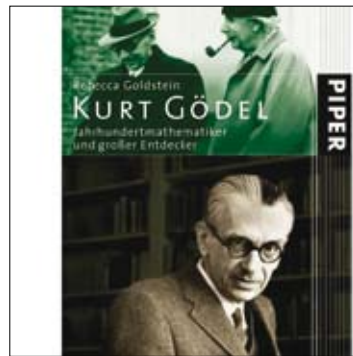
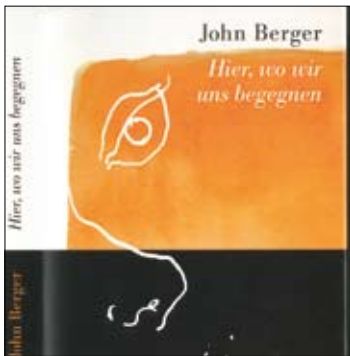
ah. Bern ist vielleicht nicht verrucht, wäre aber immerhin schmutzig und dreckig genug, um echten Funk zu gebären. Der Frischling «Color Change» von Infunkted ist jedoch ein

CD
MAGYD CHERFI
PAS EN VIVANT AVEC SON CHIEN

lo. Seine Herkunft hat Magyd Cherfi nie vergessen. Auch heute nicht, obwohl er Karten spielend in einem Bistro sitzt und damit eher an Georges Brassens erinnert als an den «petit voyou» aus der Banlieue von Toulouse. Aber die Themen seiner Texte bleiben dieselben: In zwölf Miniaturen beschreibt Cherfi den Ausschluss der ImmigrantInnen aus der französischen Gesellschaft, Arbeitslosigkeit, Nationalismus oder das

BUCH
JOHN BERGER
HIER, WO WIR UNS BEGEGNEN

lo. In Lissabon trifft der Ich-Erzähler seine vor Jahren verstorbene Mutter. Mit ihr wie selbstverständlich parlando, führt er die Leserin und den Leser durch die Stadt. Doch eigentlich sind die geographischen Orte nebensächlich. Auch ist das autobiographisch gefärbte Buch nicht einfach Erinnerungsarbeit, sondern ein



Entwurf, wie die Welt und ihre Menschen zu deuten sind. Berger verbindet essayistische Passagen mit fiktiven Abschnitten und realistischen Städtebeschreibungen, sodass man sich beim Lesen gelegentlich fragt, ob das nun Roman, philosophischer Essay oder literarischer Reiseführer ist, was man da in den Händen hält. Der in der gegenwärtigen Literatur oft anzutreffenden ironischen Distanzierung setzt Berger die Nähe zu seinen Protagonisten entgegen und solidarisiert sich mit ihnen. In die kleinen Gesten seiner Figuren ist stets die grosse Geschichte der Ungerechtigkeit, der Revolte und der Liebe eingeschrieben. John Berger führt mit diesem Buch vor, was grosse Literatur ausmacht: Der magische Moment der exakten Phantasie verschränkt sich mit dem Bewusstsein für die gesellschaftlichen Zusammenhänge.

als genug Stoff bietet für eine interessante Biografie. Und man kann's nicht anders sagen, die nun auch auf Deutsch vorliegende Biografie von Rebecca Goldstein ist misslungen. Entstanden ist ein undurchdachtes, oberflächliches Buch, welches unterhaltsam sein will und dabei ständig Interpretationen bietet, welche an den Haaren herbeigezogen zu sein scheinen. Beispielsweise wenn Goldstein versucht, Gödels Kindheit, über die nicht wirklich viel bekannt ist, psychoanalytisch zu deuten. Das Buch sollte nur so gelesen werden, wie man einen Film schauen geht, der vernichtende Kritiken erhalten hat. Man fragt sich: «Ist es tatsächlich möglich, dass er so schlecht ist?» Ja, tatsächlich.

wenig propper geraten. Zwar haben die Musiker ihre Tasten, Saiten und Stöcke zweifellos im Griff und grooven durchaus tüchtig. Auch Patrizia Di Pietro Martinelli und Mirjam Heggendorn sind stimmlich auf der Höhe und harmonisieren hie und da gar hinreissend. Mitunter wünschte man sich aber doch noch ein wenig mehr Fülle und Gehalt. Letzteres gilt vor allem für die Texte, die oft nicht sehr tief schürfen. Dies machen die jungen Sängerinnen jedoch mit Eifer und Begeisterung, die spür- und hörbar sind, zumindest teilweise wett. Ausserdem wecken die starken instrumentellen (Solo-)Stellen die Hoffnung auf eine nochmals deutlich wuchtigere Live-Darbietung. Und da Infunkted aus der Gegend sind, werden sie die hiesigen Bühnen immer wieder stürmen: Das nächste Mal am 28. April in der Kulturkantine Belach im Kanton Solothurn.

Leben in den Banlieues. Eingepackt sind Cherfis Gesellschaftsbetrachtungen in eine äusserst poetische und bildhafte Sprache mit immer wieder überraschenden Wendungen. Damit beweist er, dass Gesellschaftskritik lustvoll sein kann. Nachdem er auf seinem ersten Soloalbum eher melancholische Töne anschlug, versprüht das neue Werk Sprachwitz und Lebensfreude. Das schlägt sich auch musikalisch nieder. Die Musik hüpfert und schmeichelt wie der erste laue Frühlingswind nach einem langen Winter. Deshalb: Legt die CD ein, öffnet eure Fenster und Herzen, lasst den Frühling in die Stuben und tanzt! Übrigens, am 12. Mai spielt Cherfi in Tavannes. Wer ihn noch nie live erlebt hat, muss da unbedingt hin. Alle anderen werden sowieso gehen.

CHOP-TIPP: Gewinne eine von drei Magyd Cherfi-CDs! Schicke eine E-Mail mit dem Betreff «Pas en vivant avec son chien» an:
unikum@sub.unibe.ch
Einsendeschluss ist der 2. Mai 2007.
Viel Glück!

stellenausschreibung

Das **unikum** sucht

Eine Layouterin, einen Layouter

Du bist ein/e leidenschaftliche/r GestalterIn. Die gängigen Layoutprogramme können dich nicht so schnell aus der Fassung bringen. Du arbeitest gerne im Team und der Stress kurz vor Drucktermin jagt dich nicht auf die Palme.

Dann bist unser/e neue/r LayouterIn.

Als LayouterIn bist du für die grafische Gestaltung von jährlich sechs Ausgaben verantwortlich. Der Zeitaufwand umfasst ungefähr 20-25 Stunden pro Ausgabe, die mit einem Stundenlohn von Fr. 20.- entschädigt werden.

Schicke uns deine Bewerbung (mit Arbeitsproben) bis 4. Mai 2007 an:

unikum, «Bewerbung Layout», Lerchenweg 32, 3000 Bern 9
oder unikum@sub.unibe.ch

Die Bewerbungsgespräche finden am 7. und am 11. Mai statt.

serviceverzeichnis

SUB-Dienstleistungen

Auskunft, Inserateaufgabe und Dienstleistungen für SUB-Mitglieder und DienstleistungsabonentInnen:

StudentInnenschaft der Universität Bern

Lerchenweg 32, 3000 Bern 9
Tel. 031 301 44 74, Fax 031 301 01 87
E-Mail: wost@sub.unibe.ch
www.sub.unibe.ch

Öffnungszeiten SUB:

Mo 14–17 h, Di–Do 11–17 h

Wohnausschreibungen

Online-Plattform, Wohnungsmail und Inserateaufgabe:
www.unibe.ch/dienstleistungen/wohnen
E-Mail: wost@sub.unibe.ch

Studijob SUB

Online-Plattform, Stellenmail und Inserateaufgabe:

www.unibe.ch/dienstleistungen/studijob
Tel 031 631 35 76, Fax 031 301 01 87
E-Mail: studijob@sub.unibe.ch

Rechtshilfedienst der SUB (RHD)

Kostenlose Beratung von Studierenden der Uni Bern in rechtlichen Fragen. Anmeldung obligatorisch unter:
Tel: 031 301 44 74,
E-Mail: rhd@sub.unibe.ch

Weitere Dienstleistungen

Freier Eintritt, Kopieren, Spiralbindegerät etc.
http://www.unibe.ch/dienstleistungen/freier_eintritt

SUB-Gruppierungen

Liste der SUB-Gruppierungen:
www.sub.unibe.ch/organisation/gruppierungen

Beratungsstellen

Beratungsstelle der Berner Hochschulen

Beratung bei Studiengestaltung, Berufseinstieg, Lern- und Arbeitsstörungen, Prüfungsvorbereitung, persönlichen Anliegen und Beziehungskonflikten. Anmeldung im Sekretariat.

Bibliothek und Dokumentation zu Studiengängen, Tätigkeitsgebieten, Berufseinstieg, Weiterbildung, Lern- und Arbeitstechniken und vielem mehr.
Ausleihe: Mo-Fr 8-12 / 13.30-17 Uhr (Mi Morgen geschlossen).

Erlachstrasse 17, 3012 Bern
Tel. 031 631 45 51, Fax 031 631 87 16
www.beratungsstelle.bernerhochschulen.ch

Weitere Beratungsstellen:

www.sub.unibe.ch/aktuelles/adressverzeichnis

impressum

unikum ist das Organ der StudentInnenenschaft der Universität Bern (SUB) und erscheint sechs Mal jährlich mit einer Auflage von 15 500 Stück.

Redaktion: Andreas Heise (ah), Corinne Roth (cro), Michael Feller (mfe), Sarah Nowotny (sn), Pegah Kassraian (pk), Claudia Peter (cp), David Loher (lo), Michael Siegenthaler (sim), Sabine Hohl (sah), Daniela Rölli (dr)

Kontakt: vorname.nachname@unikum.unibe.ch

SUB-Vorstand: Marius Haffner, Alain Gabus

Externe: Simon Rapp (sr), Christian Wipf

Layout und Satz: Katja Büchli, Nelly Jaggi

Lektorat: Corinne Dreifuss

Werbung: Oliver Tew

Adresse: unikum, Lerchenweg 32, 3000 Bern 9

E-Mail: unikum@sub.unibe.ch,
www.unikum.unibe.ch

Belichtung und Druck: Ropress Zürich

Nächste Nummer: unikum 126

Redaktionsschluss: 30.04.2007

Inserate-Annahmeschluss: 11.04.2007

Erscheinungsdatum: 16.05.2007

Adressänderungen bitte wie folgt melden:

Studierende: Universität Bern, Immatrikulationsdienste, Hochschulstr. 4, 3012 Bern
Angestellte: Universität Bern, Abteilung Personal, Hochschulstrasse 4, 3012 Bern
Abonnemente: Das **unikum** kann für Fr. 26.–/Jahr abonniert werden. E-Mail an sub@sub.unibe.ch mit Vermerk «unikum-abo» oder Einzahlung auf pc 30-3997-5 mit Vermerk «unikum-abo»

Nachgefragt: Ist Rauchen cool?

Diese Frage ist schlicht nicht zu beantworten, denn es kann nur eine der folgenden Kausalstrukturen zugrunde liegen – und für keine davon lässt sich ein vernünftiges Argument führen, wie wir sehen werden: Entweder treten Rauchen und Coolness zufällig gemeinsam auf (I), oder es liegt eine gemeinsame Ursache vor (II), oder Coolness verursacht Rauchen (III), oder Rauchen verursacht Coolness (IV).

Aufgrund der starken Korrelation von «Person raucht» und «Person ist cool» ist I von Vorneherein auszuschliessen. Eine gemeinsame Ursache für Rauchen und Coolness (II) könnte etwa «Person galoppiert mit Cowboyhut über die Prärie» sein. Bei den vielen verschiedenen Arten von Rauchern in der realen Welt lässt sich aber keine solche Typisierung vornehmen, so dass wir diese Möglichkeit fallen lassen müssen. Verursacht die Tatsache, dass jemand cool ist, dass er zu rauchen beginnt (III)? Wenn wir annehmen, dass Coolness in erster Linie etwas ist, das die Umwelt einem als Eigenschaft zuschreibt, dann müsste man aufgrund des Feedbacks seiner Mitmenschen, man sei cool, zu rauchen beginnen. Nur warum sollte man das tun, wenn man ja ohnehin schon als cool gilt? Hier wäre höchstens ein kausaler Zirkel denkbar: Gegeben eine gewisse Grundcoolness, macht einen Rauchen noch cool-

er, dadurch entsteht positives Feedback, und man raucht noch mehr. Irgendwie nicht sehr einleuchtend, und vor allem setzt es voraus, dass Rauchen Coolness verursacht, also Möglichkeit IV. Dies hätten natürlich die ganzen uncoolen Leute gern, die damit begründen, wie einfach es doch auch für sie wäre, zu den Coolen zu gehören - dass sie das bloss nicht nötig haben. Dabei, im Ernst: Stellen wir uns die uncoolste Person der Welt vor, wie sie eine Zigarette raucht. Was ist sie dann? Eine uncoole rauchende Person. Eben.

DORA FREY, HILFSASSISTENTIN AM INSTITUT FÜR PHILOSOPHIE, UNI BERN

Lasst uns doch unsere Sprache nicht nur mit Fremdwörtern wie Coolness bereichern. Sie ist doch noch viel aufnahmefähiger, z.B. so: Was hat Rauchen (Latein: fumum Nicotinae ducere [vel haurire]; Kiswahili: kuvuta tumbaku) mit Coolness (Latein: frigus; Kiswahili: baridi [übertragen auch utulivu]) zu tun? Gar nichts (Deutsch: Gar nix) !!! Rauch ist eigentlich – zumindest auf kurze Distanz – hot. Salax (Geil), um nicht zu sagen libidinosus (supergeil), aber ist, kutafuna tumbaku (Tabak Kauen) und kunusa tumbaku (Tabak Schnupfen).

PROF. DR. RUPERT MOSER, INSTITUT FÜR SOZIALANTHROPOLOGIE, UNI BERN



Rätsel

Liebe Rätselnasen

Unser Rätselmann Simon Rapp hat sich auch dieses Mal etwas besonders Kniffliges für euch ausgedacht: ein Datumrätsel. Findet ihr raus, wann Tanja, Amelie, Sonja und Emilie geboren sind, so schickt eine E-Mail mit der richtigen Lösung an unikumraetsel@sub.unibe.ch. Zu gewinnen gibt es einen Gutschein von Thalia im Wert von 50 Franken und einen Mahamaya-Gutschein im Wert von 20 Franken.

Viel Glück!

Das Lösungswort des letzten Rätsels lautet Brot gewonnen haben Chiara Castiglione und Olivia Rohrer, herzliche Gratulation.

sr. Vier Mütter diskutieren eifrig über ihre jungen Töchter, die alle im vergangenen Jahr geboren wurden. Diese heissen Tanja, Amelie, Sonja und Emilie. Interessanterweise wurden alle in einem Abstand von jeweils genau 50 Tagen geboren, fällt den Frauen auf. Ebenfalls ergibt sich 50, wenn man die Tage der jeweiligen Daten addiert (zum Beispiel 10. Januar, 10. Februar, 10. März + 20. April = 50).

Tanjas Geburt fiel auf einen Dienstag, während Amelie an einem Freitag geboren wurde. Ausserdem wissen wir, dass Sonja älter als Emilie ist. Na, das sollte bereits reichen, um herauszufinden, wer wann geboren wurde...

